2/1987 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

„Weißer Tod" statt Rosinen

Sowjetischer Zoll beschlagnahmte 1,2 Tonnen Haschisch

Plattform 248 fündig

FW an den Quellen des ostsibirischen Erdöls

Mit Vollgas über Eis und Schnee

Moto-Cross am Moskwa-Ufer

★ Inhalt

Reportage
Wo man 1000 km bis zur Bohr-Schicht fliegt **Seite 4**

Bilder und Standpunkte
Computer-Pullover! CAD/CAM hilft den Berlinern stricken **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Sport
Rekordjäger im Stadionrund – von Rekordläufern und ihren zweibeinigen Hasen **Seite 16**

Geschichte
Der Fall „Grün“ und die Lehren **Seite 20**

Koreanische Volksrepublik
Naturschönheit an der Küste des Japanischen Meeres **Seite 22**

Meeresforschung
Atlantis – Phantasie und Realität **Seite 24**

Szenen aus der Geschichte Berlins
Väter und Söhne **Seite 28**

Theater
Gastspiel der Schweriner mit „Nachtasyl“ **Seite 30**

Kulturgeschichte
Besuch in Herders Geburtsstadt Morąg **Seite 32**

Biographie
Viktor Schklowski: „Eisenstein“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Das bucklige Pferdchen“ **Seite 40**

Bildfeuilleton **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Mobiles
Eine Moskauer Spezialität – Moto-Cross im strammen Winter **Seite 46**

Natur und Umwelt
Beobachtungen am Spülsaum des Karibischen Strandes **Seite 50**

Bildende Kunst
Valentin Serow **Seite 52**

Lokaltermin
Sowjetischer Zoll beschlagnahmt Rauschgift **Seite 54**

Titelfoto:
Volkmar Billeb fotografierte in Moskau einen der tollkühnen Moto-Cross-Piloten

Redaktionsschluß für dieses Heft: 12. 1. 1987

★ Im Blickpunkt

Sechzig Millionen PS Hoffnung

Eine Rakete auf der Rampe. Eine für eine besondere Mission: Proton – die erste mehrstufige Großrakete, die allein für friedliche Eroberungen, für kosmische Forschungen geschaffen wurde, wie auch US-amerikanische NASA-Experten anerkennen. Sie gibt eine Visitenkarte der sowjetischen Raumfahrt ab. Bärenstark und riesengroß. Dick und schlank und massig. Gebündelte Energie steckt in ihr. Sechzig Millionen PS stark sind ihre Rückstoßmotoren. Länge: dreiundvierzig bis sechzig Meter, je nach Stufenzahl. Unterweite: siebeneinhalb Meter. Oberweite: bis zu über fünf Meter im Durchmesser. Also schlank bei solcher Größe.

Und dabei trägt sie erstaunliche Lasten ins All. Über zwanzig Tonnen hievt sie in erdnahe Umlaufbahnen, in über zweihundert Kilometer Höhe. Fünf Tonnen schwere Sonden schickt sie zu unseren Nachbarplaneten. Und zweitonnige Nachrichtensatelliten bugsiert sie in Höhen von sechsunddreißigtausend Kilometern über den Äquator in geostationäre Positionen. –

Mit Proton trat Lunochod seine Mondwanderung an, wurde die Venus entschleiert, begaben sich die VEGA-Stationen zum Rendezvous mit dem Halleyschen Kometen. Proton hob die Salut-Stationen über unseren Erdball und den neuen Orbitalkomplex MIR in seine Bahn. Proton wurde bei bisher einhundertzwanzig Starts einhundertzwanzigmal zum Nutzen der Menschheit eingesetzt.

Nun soll Proton einer noch breiteren Schicht von Ingenieuren und Wissenschaftlern Dienste leisten, vielen Staaten. In Europa, Afrika, Asien und Amerika. Der Vorsitzende des Ministerrates der UdSSR hat Proton allen Ländern als Trägerfahrzeug zu günstigen Konditionen angeboten, die im Kosmos forschen und eigene Nachrichtensputniks über dem Äquator in Betrieb nehmen wollen. Nikolai Ryshkow zur neuen Proton-Mission: „Wir sind dafür, daß diese Zusammenarbeit der Menschheit den Weg ins friedliche dritte Jahrtausend bahnt.“ So gesehen ist Proton eine Antirakete gegen SDI, eine Prorakete für den Sternenfrieden, dem erklärten Ziel der sozialistischen Staatengemeinschaft. Sie ist ein nutzbringendes Projektil aus dem Arsenal einzigartiger Möglichkeiten zur friedlichen Eroberung des Weltalls. Eben eine Rakete mit sechzig Millionen PS Hoffnung.

Karl-Heinz Eyermann

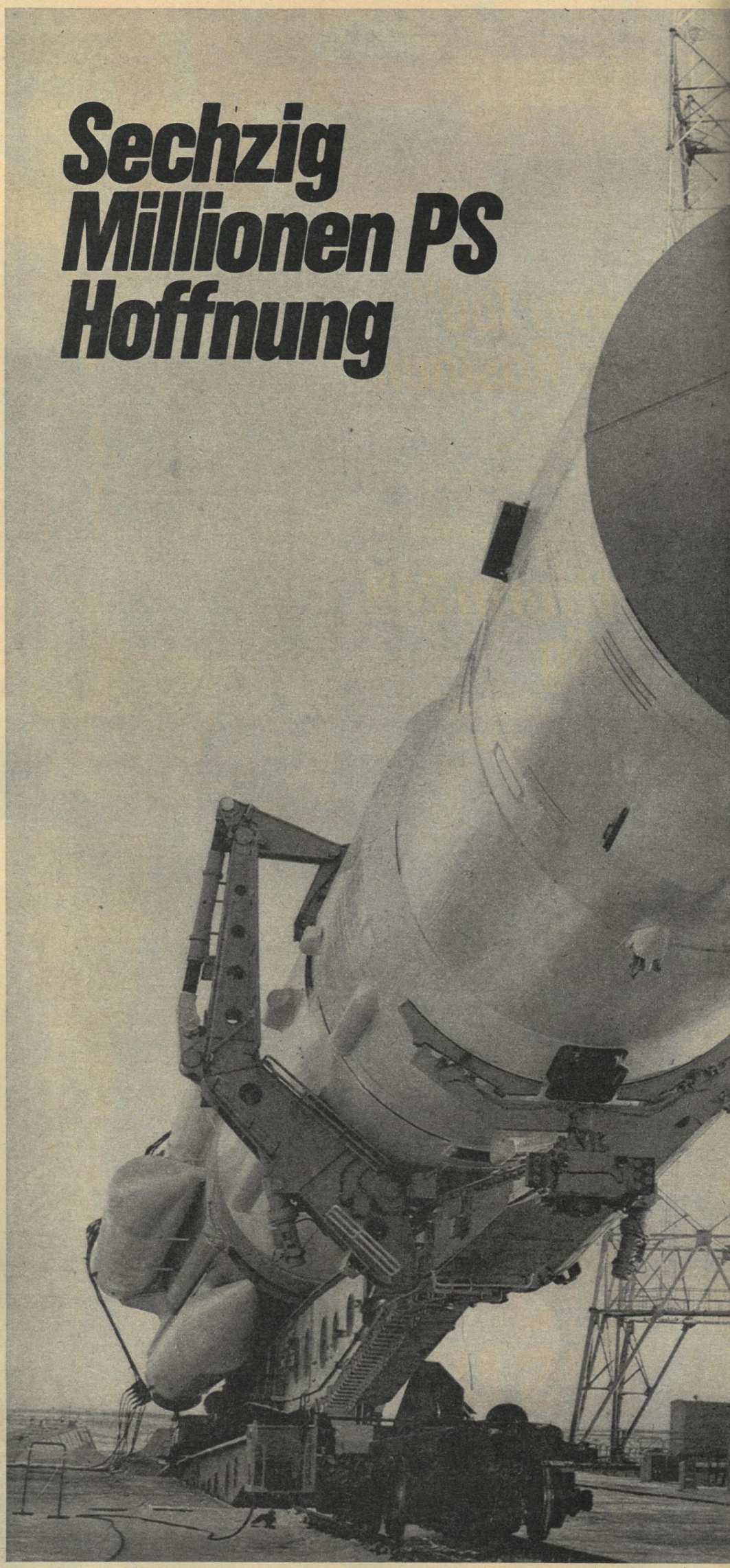
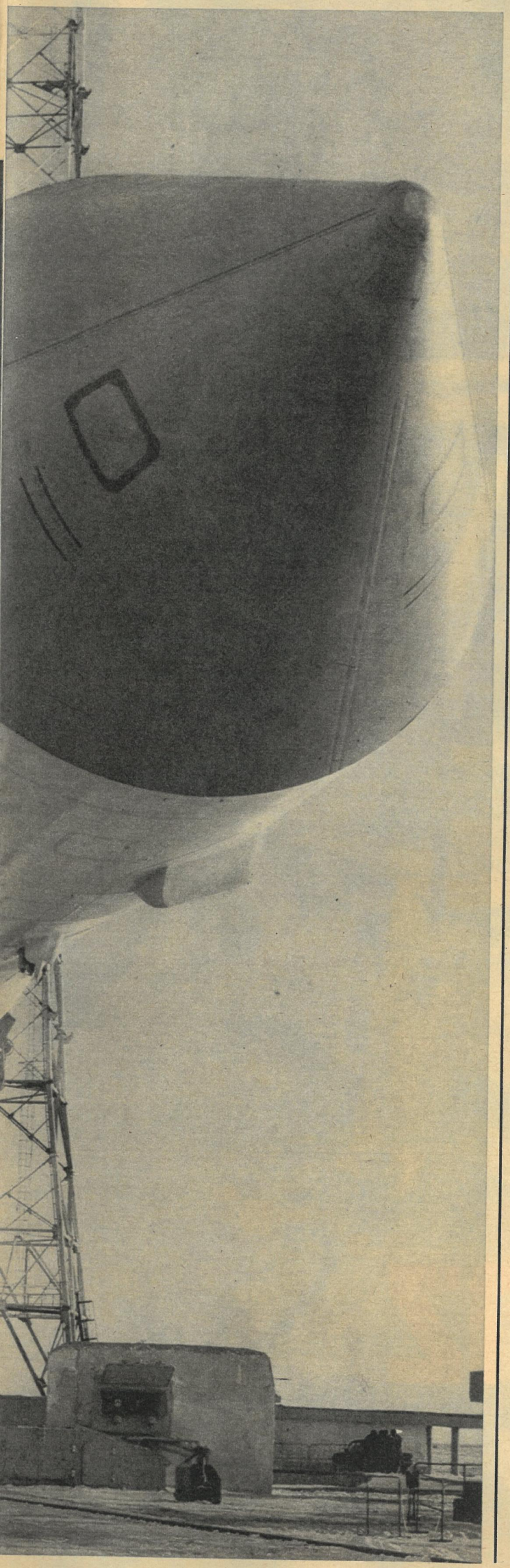


Foto: TASS



Was wäre, wenn...

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Die USA sind die Größten: Die meisten Auslandsschulden – der größte Staatshaushalt (1,02 Billionen Dollar, das sind 12 Nullen) – davon (offiziell) 312 Milliarden Dollar für die Rüstung. Aber im Staatshaushalt sind mehr Rüstungs-Dollar enthalten als im Rüstungsetat.

Was mögen Amerikas Arbeitslose, Fürsorgeempfänger, Bezieher von Lebensmittelgutscheinen und Mietzuschüssen, die Obdachlosen und andere unter dem Existenzminimum und im Abseits der Gesellschaft Vegetierende (auch in anderen NATO-Hochrüstungsländern) gedacht haben, als es in Reykjavik zunächst schien, die Befreiung der Menschheit von Nuklearwaffen und anderem Teufelszeug sei nur mehr eine Frage der Zeit? Nicht nur Überlebensangst wäre von ihnen genommen. Auch die soziale Existenzangst. Denn wie viele Dollars, Pfunde und Westmark würden frei für menschheitsfreundliche Investitionen, für Arbeitsplätze, für Subventionen, niedrigere Preise, Mieten und Tarife – für ein leichteres, besseres, würdiges Leben! Für soziale Sicherheit!

In den sozialistischen Staaten haben militärische Ausgaben einen anderen moralischen Stellenwert, einen anderen Charakter. Aus Einsicht in die Notwendigkeit der Landesverteidigung müssen Vorhaben, die die Vorzüge des Sozialismus noch schneller, umfangreicher und sichtbarer zum Tragen brächten und noch mehr zum Wohle des Menschen beitragen würden, kleiner gehalten werden. Ohne die Pflicht der Selbstverteidigung könnten alle Kräfte und Kapazitäten uneingeschränkt auf die direkte Wohlfahrt, auf das friedliche Glück des Menschen gerichtet werden.

Wo holen die USA und andere NATO-Staaten die Gelder für die aberwitzige Hochrüstung her – außer von den eigenen Werktätigen durch Abbau sozialer Rechte und Errungenschaften? Es werden Unsummen aus den Völkern in den jungen Nationalstaaten herausgepreßt, aus abhängigen und gehätschelten Diktaturen. So schreibt zum Beispiel die „New York Times“: „Es gibt Industriegiganten, die mit Fanfarenstößen verkünden, daß sie Südafrika verlassen, aber in Wirklichkeit versuchen, die Öffentlichkeit zu täuschen“; und der Autor bezeichnet den angeblichen Rückzug amerikanischer Konzerne wie General Motors, IBM und General Electric als „List, um Sanktionen gegen sie in den USA zu entgehen“. Auch von anderen Ländern werden aus anderen Ländern Maximalprofite herausgepreßt, die wiederum ins noch profitablere Rüstungsgeschäft des Militärisch-Industriellen Komplexes fließen.

Wenn also Gorbatschow in Reykjavik ein komplettes und komplexes Abrüstungspaket auf den Tisch legt; wenn die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands und die SPD sinnvolle, machbare Vorschläge atom- und chemiewaffenfreier Zonen erarbeiten; wenn die Deutsche Demokratische Republik und die Tschechoslowakische Sozialistische Republik gemeinsam einen atomwaffenfreien Korridor beiderseits ihrer Grenzen vorschlagen und eine chemiewaffenfreie Zone schaffen wollen; wenn Erich Honecker sagt: „Beginnen wir mit den Wiener Verhandlungen über die Reduzierung der konventionellen Streitkräfte“, endlich sollten wir „Verhandlungen über unseren Vorschlag aufnehmen, die Streitkräfte in Europa um anderthalb Millionen Soldaten zu reduzieren – bei strikter Verifizierung, einschließlich von Inspektionen vor Ort“ –
dann sind das nicht nur Wege zum sicheren Frieden, zur Rettung unseres Planeten und seiner Bewohner. Zugleich mit der aufregenden Vision einer nuklearwaffenfreien Welt noch in unserem Jahrhundert ist es eine gewaltige Hoffnung: Was wäre, wenn...

Wenn alle Rüstungsmilliarden für zivile Zwecke zur Verfügung stünden, für die gemeinsame Lösung der dem Frieden nachgeordneten Grundfragen der Menschheit: Hunger, Analphabetismus, Unbildung! Wir könnten gemeinsam herangehen an den Schutz unserer Umwelt, die Rettung der Wälder, die Fülle und Reinheit des Wassers, an Kleidung, Wohnungen, Volksgesundheit, Urbarmachung, Infrastrukturen...

Zusammen mit den Kapitalisten? Geht das? Frieden mit dem Kapitalismus? Nicht nur Koexistenz, sondern Kooperation? Angesichts von Nuklearwaffen, SDI und „Krieg der Sterne“ ist friedliche Koexistenz das einzig Denkbare, wenn nicht das Undenkbare geschehen soll. Was hilft den Kapitalisten ihr Kapitalismus, wenn die Menschheit ausgerottet ist und es niemanden mehr auszubeuten gibt? Was hätten wir vom Sozialismus – auf einem atomar verbrannten Erdball?

Natürlich hören Kapitalismus und Sozialismus nicht auf, Kapitalismus und Sozialismus zu sein und unvereinbar zu bleiben. Es gibt keinen kapitalistisch-sozialistischen Mischmasch. Die ideologische Auseinandersetzung bleibt unverzichtbar. Auf allen Gebieten. Nur nicht auf dem Schlachtfeld! Sie darf nicht zum Hindernis für zwischenstaatliche Beziehungen hochgespielt, nicht zur Friedensgefährdung werden. Der Generalnenner der friedlichen Koexistenz, der Koalition der Vernunft heißt: Existenzwille, gemeinsames Überlebensinteresse. Das ist ein übergeordnetes, absolutes Gut, für das Zusammenwirken unabdingbar ist.

Michail Gorbatschow sagte in Reykjavik: „Wenn Frieden sein wird, dann wird auch Leben sein. Und irgendwie kommen wir mit den Problemen dann schon klar. Es gibt immer mehr gebildete Menschen und gebildete Völker auf der Welt. Die Völker werden alle Probleme bewältigen. Deshalb würde ich bei den Menschenrechten das Recht des Menschen auf Leben an die Spitze stellen. Das ist das Erste!“

Diese Männer sind 1000 Kilometer bis zur Arbeit geflogen. 15 Tage Schicht in der Wildnis, 15 Tage zu Hause bei der Familie.

Die fünfte Provinz

Gestern, als sie die Bohrkerne aus 1600 Meter Tiefe untersuchten, glänzte es feucht, dunkel und fettig auf dem Gestein. Das Erwartete ist eingetreten, sie sind fündig geworden! In unserer zweiten Reportage aus dem künftigen Territorialen Produktionskomplex Obere Lena (vgl. Heft 26/86 „Treffpunkt: Taiga, 14 Uhr") geht es um das ostsibirische Erdöl.

Ein Beitrag
von Fritz Jahn (Text)
und Lothar Willmann (Fotos)
mit freundlicher Unterstützung
von TASS

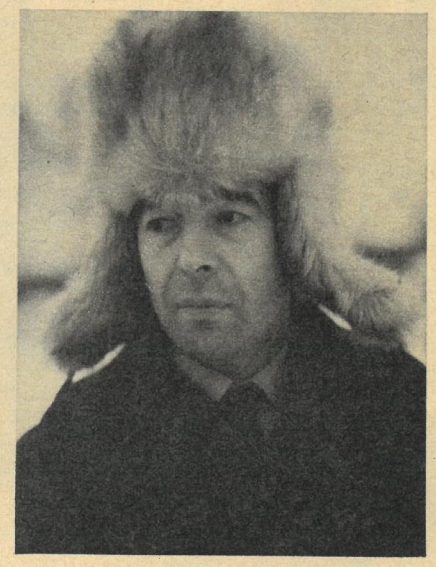
Die fünfte Provinz

Ich weiß nicht mehr, wer von unseren Interviewpartnern zuerst davon gesprochen hat, daß es sich bei diesem Gebiet – nach Aserbaidshan (Baku), Tatarien, Westsibirien (Tjumen) und Mittelasien – um die fünfte Erdölprovinz des Landes handle. Jedenfalls, was da 700 Meter unter dem Hubschrauber vorbeizieht, als rolle einer stundenlang eine Riesentapete mit immer wiederkehrendem Muster ab (Waldmassive, geschlängelte Flüsse, verkarstete Seen) sieht zunächst einmal aus, als habe noch nie jemand einen Fuß auf diese Erde gesetzt.

Und doch sind, bei genauerer Betrachtung und in größeren Abständen, Menschenspuren zu entdekken. Die Raupenabdrücke eines Bulldozzers im Schnee etwa, der sich, die Bäume rechts und links zur Seite schaufelnd, durch die Taiga gekämpft hat. Im Gefolge Lastwagen mit Bohrturmteilen vielleicht. Großer Gott, was für Entfernungen, welch eine Reise! Bohrtürme werden in Wolgograd produziert, 5000 Kilometer von hier. Mit der Eisenbahn transportiert man sie nach Ust-Kut, wo sich Transsib und BAM treffen. Weiter geht es per Schiff auf der Lena nach Norden bis zur günstigsten Entladestelle. Da liegen die Gestänge dann den Rest des Sommers und den Herbst über am Ufer, bis sich der Winter gegen Jahresende so stark gemacht hat, daß Sümpfe und Flüsse hart sind wie Stein und Autos den Turm die letzten paar hundert Kilometer bis zur Bohrstelle bringen können.

Traktorenpfade haben Kurven. Weichen hier einem Hügelchen aus, suchen da die bequemste Passage über ein Wasserhindernis. Auf einmal gibt es neue Linien im Schnittmusterbogen der Taiga, kreideweiß und schnurgerade. Am Horizont stoßen sie im Winkel von 90 Grad auf andere, überdimensionale Quadrate bildend. Hier ist Mathematik im Spiel und Physik. Geophysik. Topographische Trupps haben diese Schneisen geschlagen. An bestimmten Stellen der Geraden werden in bestimmter Tiefe bestimmte Sprengladungen gezündet. Der Grund: Verschiedene Gesteine lassen Detonationswellen mit verschiedener Geschwindigkeit hindurch, dafür gibt es exakte Erfahrungswerte. Empfindliche Sensoren zeichnen auf, wie die Erde antwortet. Ein Computer im Meßwagen verarbeitet die seismischen Erkundungswerte. Er kann nicht sagen, da unten ist Erdöl oder Erdgas, aber er kann sagen, da unten ist die geologische Struktur so beschaffen, daß man auf Erdöl oder Erdgas stoßen könnte. So wird ein Vorkommen nach und nach „eingekreist". Endgültigen Aufschluß vermag jedoch erst die Probebohrung zu geben.

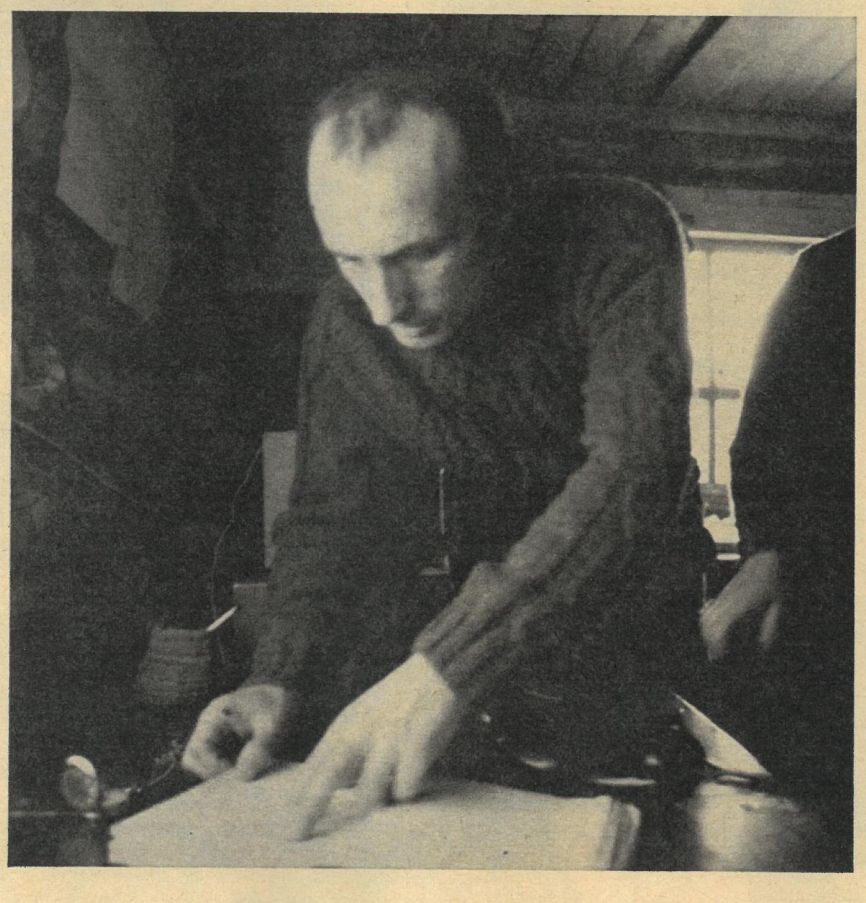
Mein Nachbar deutet durchs Bullauge. Ein weißes Rechteck schiebt sich ins Blickfeld, fremd wirkend



Igor Kalwin (39), Chefgeologe der Preobrashensker Erdöl-Erdgas-Erkundungsexpedition: „Ein Paradies für Geologen..."

mit seiner strengen geometrischen Form in dieser ursprünglichen Natur. An diesem Ort ist schon der nächste Trupp am Werk gewesen. Er hat eine Fläche für Bohrturm, Elektrostation, Blockhütten und Hubschrauberlandeplatz gerodet und befestigt. Bald werden die Monteure und Zimmerleute kommen. Und ganz zum Schluß, wenn alles eingerichtet ist, die Bohrarbeiter. Sechs von ihnen sitzen mit uns im Hubschrauber.

Der Druck in den Ohren verstärkt sich, in wenigen Minuten werden wir neben „Platz 248" landen, der nördlichsten Bohrung im Gebiet Irkutsk. Wir sind in der Kreisstadt Kirensk in den Helikopter gestiegen, 300 Kilometer von hier. Da hatten die Bohrturmleute schon 700 Kilometer mit der AN 24 zurückgelegt. Sie haben es 1000 Kilometer weit bis zur Arbeit.



Gennadi Jakunin (29), Bohrmeister auf Turm 248: „Bis 40 Grad Kälte wird mit voller Kraft gearbeitet. Es geht auch noch bei minus fünfzig, dann allerdings bohren wir mit gedrosselter Last."

Um 13 Uhr wird abgelöst. Zwölf Stunden dauert eine Schicht. Sechs Bohrarbeiter, der Bohrmeister, ein Schlosser, ein Maschinist, eine Köchin... Alle freuen sich, daß sie auf eine erdölführende Schicht gestoßen sind. 30 Tage ungefähr noch, dann wird die Bohrung konserviert, dann ziehen sie weiter zur nächsten Plattform.

An den 15-Tage-Arbeit-15-Tage-Freizeit-Rhythmus haben sie sich gewöhnt. Die Großstadt Irkutsk bietet unvergleichlich mehr soziale und kulturelle Möglichkeiten, als wenn man ihnen, den Nomaden des 20. Jahrhunderts, die heute hier und morgen dort eingesetzt sind, Siedlungen in die Taiga stellen würde mit den notwendigen Schulen, Kindergärten, Läden, Kinos. Und gegen das, was da an Baukosten eingespart wird, fallen die 1000-Kilometer-Charterflüge zur Arbeitsstelle kaum ins Gewicht.

Die Gesellschaft weiß, was sie denen schuldig ist, die selbst bei minus 50 Grad in dieser Einöde ihr hartes Werk verrichten. 800 bis 1000 Rubel monatlich (Zum Vergleich: ein junger Ingenieur in Moskau oder Leningrad verdient etwa 200 Rubel), 42 Arbeitstage Urlaub und andere Vergünstigungen. Wissen sie, was der Staat von ihnen erwartet?

Einer zeigt auf das Dieselaggregat, das Tag und Nacht rattert und Brennstoff schluckt, der einen ähnlich weiten Weg hinter sich hat wie die schon erwähnten Bohrturmteile. Millionen Tonnen Brennstoff müßten aus westlichen Gebieten nach Ostsibirien gebracht werden, obwohl doch ein Teil dieser Erde förmlich auf Erdöl schwimme. Michail Gorbatschow habe in seinen Wladiwostoker und Chabarowsker Reden im Sommer '86 ausdrücklich die Durchsetzung einer neuen Regionalpolitik verlangt, die auf die beschleunigte sozialökonomische Entwicklung der östlichen und fernöstlichen Regionen orientiere.

1990, so haben Partei und Regierung beschlossen, werden im Gebiet der Oberen Lena die ersten 100 000 Tonnen Erdöl gefördert und verarbeitet werden. Noch nicht viel, aber der Anfang ist immer schwer. Die so gewonnene Energie soll an Ort und Stelle helfen, den Weg zur weiteren Erschließung freizumachen. Nicht nur des Erdöls. Es ist höchste Zeit, daß die riesigen, fast schon 200 Jahre alten Waldbestände genutzt werden, ehe sie dem natürlichen Verfall unterliegen. Bei Nepa, ein Stück weiter, sind Kalilager entdeckt worden, man spricht von den größten Salzlagerstätten der Erde, und Düngemittel kommen bis jetzt auch von weit, weit her nach Sibirien.

Pipeline nach Süden (Ust-Kut) zur Eisenbahn oder nach Norden (Jakutsk) zur Verarbeitung... Noch brodelt es in den Köpfen, noch streiten Experten um die günstigsten Varianten.

Wolodja, der TASS-Kollege aus Irkutsk, beglückwünscht sich und uns. Selten hätten Journalisten Gelegenheit, das Entstehen eines Territorialen Produktionskomplexes (es wird deren insgesamt 11 geben im Einzugsbereich der Baikal-Amur-Magistrale) so in seinen Anfängen zu verfolgen wie wir hier. „Ihr seid die ersten ausländischen Journalisten", sagt er, „es werden viele nach euch kommen in den nächsten Jahren, denn über den Territorialen Produktionskomplex Obere Lena wird man nicht weniger schreiben als seinerzeit über Bratsk und Ust-Ilimsk."

★

Unsere Mi-8 steht sicher vertäut auf dem winzigen Flugplatz von Nadjeshdinsk, der Siedlung der Geologen, Bulldozzerfahrer, Bohrturm- und Häuserbauer, wo wir übernachten werden. Alles riecht neu, alles ist jung hier. Das Flughafengebäude, das trotz seines Türmchens wie aus der Spielzeugkiste wirkt, die Häuser, die im Lichte der untergehenden Sonne im warmen, gelben Holzton schimmern, dieser Rohstoff wächst rundherum zur Genüge.

Schnee knirscht unter den Füßen. Die meisten der jungen Frauen, die mit dem letzten Hubschrauber gekommen sind, tragen teure Pelzmützen, einige sogar Zobel, den gibt es auch „gleich um die Ecke", viele der Ehemänner sind passionierte Jäger.

Nadjeshdinsk ist abgeleitet von Nadjeshda, Hoffnung. Hoffnungsstadt also oder Hoffnungshausen.

Nadjeshdinsk, die Geologensiedlung mit dem schönen Namen Hoffnung, ganzjährig nur per Hubschrauber zu erreichen (oben). Wer unter den harten Bedingungen der Taiga an der Erschließung wichtiger Ressourcen arbeitet, soll auf Lebenskomfort nicht verzichten müssen. Entsprechend den Beschlüssen des XXVII. Parteitages der KPdSU werden wesentlich mehr Mittel als früher für soziale Belange ausgegeben. Die Turnhalle von Nadjeshdinsk (Mitte), Blick in den zweiten Kindergarten (unten), ein dritter ist projektiert.

Die fünfte Provinz

Vor drei Jahren wurde ein Wettbewerb um den schönsten Namen ausgeschrieben. Viele der eingereichten Vorschläge bestanden aus gutgemeinten, ein wenig vordergründigen Kombinationen mit den Worten „Erdöl“ und „Arbeiter“. Gesiegt hat letztendlich „Hoffnung“, vorgeschlagen von einer älteren Geologin.

„Unsere Hoffnungen“, sagt Igor Kalwin, Chefgeologe der Preobrashensker Erdöl- und Erdgas-Erkundungs-Expedition, „haben sich erfüllt, obwohl wir noch längst nicht am Ende der Bestandsaufnahme stehen. Führende Gelehrte unseres Landes meinen, daß die hiesigen Vorräte größer sind als die von Aserbaidshan.“

Das ostsibirische Erdöl, so erfahren wir, gehört zu den ältesten Vorkommen der Erde, man schätzt es auf 600 Millionen Jahre. Fachleute bezeichnen es als das „Erdöl der Erdöle“, weil es viele leichte Fraktionen und faktisch keinen Schwefel enthält. Von besonderer Bedeutung ist auch das ostsibirische Erdgas mit seinen Bestandteilen an wertvollem Helium.

Die ersten Hinweise reichen zurück bis ins 16. Jahrhundert. Jakutische Schamanen benutzten „brennendes Wasser“ bei ihren Ritualen. Lange Zeit ging es mit der geologischen Erkundung Ostsibiriens nur schleppend voran. Eine oberflächliche Suche (im wahrsten Sinne des Wortes, gebohrt wurde nicht), die 1934 im Süden des Irkutsker Gebietes begann, mußte mit Kriegsbeginn eingestellt werden. Von 1951 bis 1964 brachte man pro Jahr ein bis zwei Bohrungen nieder, was bei diesem Riesenterritorium einem Informationswert von Null gleichkam. Dann jedoch stieg 1964 beim Dörfchen Markowo an der Lena die erste Erdölfontäne empor. Die Erschließungsarbeiten wurden intensiviert, hielten sich jedoch in von ökonomischem Zwang diktierten Grenzen. Eine Faustregel besagt nämlich, daß man für einen Meter Bohrung eine Tonne Last heranschaffen muß, und das will erst mal getan sein in einer Landschaft, die weder Wege noch Stege kennt!

Igor Kalwin kam 1979 aus Orenburg hierher, er hatte sich für drei Jahre verpflichtet. Aber: „Hier ist ein Paradies für Geologen. In den zentralen Teilen des Landes bleibst du vielleicht ein Leben lang erfolglos, hier jedoch dauert es nur kurze Zeit und du hast etwas gefunden. Neue Suchmethoden müssen erprobt und eingeführt werden, die Leitung der Vereinigung ist weit, da hast du selbständig zu entscheiden, mußt schöpferisch arbeiten, mit einem Wort, der Geologenberuf ist noch wichtiger und interessanter als anderswo.“

Im Beschluß des Politbüros des ZK der KPdSU vom Dezember 1985 über die weitere komplexe Entwicklung der Produktivkräfte des Gebietes Irkutsk ist auch Igors Zunft nicht vergessen. Ganz im Gegenteil. Das Ministerium für Geologie der UdSSR wird beauftragt, die Anzahl der Suchtrupps und der Tiefenbohrungen nach Erdöl und Erdgas in der Region im Fünfjahrplanzeitraum von 1986 bis 1990 zu verdreifachen. Der Chefgeologe von Nadjeshdinsk – Hoffnungshausen denkt vorerst gar nicht daran, sein Glück an einem anderen Ort zu versuchen.

Sagt's, schließt seinen Schreibtisch ab und lädt uns freundlich zu sich nach Hause ein.

★

Mit dem Wohnen ist das in Nadjeshdinsk so geregelt: Neuankömmlinge müssen sich für den Anfang mit einer Art Wohnwaggon begnügen, wie sie noch aus der „Gründerzeit“ am Rande der Siedlung stehen. Nach ein bis anderthalb Jahren hat sich herausgestellt, wie der Zugezogene sein Handwerk versteht und ob er in dieser rauhen Gegend bleiben wird. Außerdem sind die Bauleute inzwischen so weit, daß er mit den Seinen in eines der Zweifamilienhäuser ziehen kann, deren Außenwände mit dekorativ geschnittenen Holzschindeln

Soeben aus Irkutsk angekommen: die neue Schicht in ihrem Wohn- und Schlafraum für 15 Tage (oben). Im Laderaum des fliegenden Busses waren Säcke voller Brot, ein Faß mit Fisch, Konserven und naturgefrostete Rinderhälften verstaut (rechts oben). Ringsum nichts als Wildnis: Bohrturm 248 – ein kleiner Menschenort inmitten der winterlichen Taiga (unten).

verkleidet sind, „weil es wärmt und schön aussieht“. Alle diese Wohnungen haben Warmwasserversorgung, Fernheizung, Innentoilette, eine geräumige Diele und drei bis vier Zimmer. Meistens tun sich zwei Nachbarn zusammen, um gemeinsam noch eine komfortable Sauna zu bauen.

In solch einer sibirischen Banja sitzen wir nun mit Igor Kalwin, dem Hausherrn, schwitzen, sprechen über Gott und die Welt, trinken Saft aus Taiga-Preiselbeeren, schwitzen wieder und wälzen uns zwischendurch draußen im Schnee. Wir haben 31 Grad Kälte, und die Nachtluft ist rein und klar wie Kristall.

Beim anschließenden Festessen im großen Wohnzimmer werden wir auf die eingelegten Gurken und Tomaten aufmerksam gemacht. Eigene Ernte! Jede Familie hat ihren Garten am Haus. Weil der Boden zu karg war auf dem Hügel, fuhr man auf Staatskosten gute Muttererde aus 40 Kilometer Entfernung heran. 20 bis 30 Eimer Tomaten, so wird uns versichert, bringt ein einziges Folien-Gewächshaus, außerdem gedeihen im Freien ganz ausgezeichnet Zwiebeln, Kohl, Möhren und Kartoffeln.

Es wird viel für den sozialen Bereich getan. Ein dritter Kindergarten ist geplant für die 2800köpfige Siedlung. Schon zeichnen sich die Fundamente eines stattlichen Kulturhauses ab, außer der Schulturnhalle wird es dann auch einen Sportsaal für die Allgemeinheit geben, sogar an eine Schwimmhalle ist gedacht.

Als uns unser Gastgeber gegen Mitternacht zur Unterkunft am Flugplatz zurückbringt, wird er vorm Geologenbüro von einem Mann bereits sehnlich erwartet. Der Oberchef der „Simniks“, der Winterstraßen, ist es. Bald, in der letzten Dezemberwoche, soll es wieder so weit sein, daß man die Taigainsel Nadjeshdinsk „von der großen Erde aus“ auf dem Landwege erreichen kann, das geht dann bis Ende April, Anfang Mai, bis zum Einbruch des Tauwetters. Vorher aber muß die Trasse instand gesetzt werden, jedes Jahr neu. Die Einzelheiten will der Mann mit dem Chefgeologen besprechen, noch in dieser Nacht, jede Stunde ist kostbar, eine Menge Fracht hat sich angesammelt.

Diese kleine Begegnung bringt uns wieder auf den Boden der Tatsachen zurück. Eine gut funktionierende Eisenbahn mit Anschluß zur BAM, eine ganzjährig benutzbare Fernverkehrsstraße zu den Reichtümern dieser Region, das alles existiert einstweilen nur auf den Reißbrettern. Einstweilen…

Auf dem Rückflug von Moskau nach Berlin teilt die Stewardeß die neuesten Zeitungen aus. Wir lesen: „Import von Erdöl aus der Sowjetunion vereinbart. DDR bezieht auch im Jahre 1987 wieder 17,1 Millionen Tonnen…“

BILDER UND STANDPUNKTE

Computer-Pullover

Schön finde ich es, wenn man sich – so wie meine Kolleginnen auf dem Foto – über seine Arbeit freuen kann. Die steckt in den schmucken Pullovern, die sie hier an sich präsentieren. Aktuelle Erzeugnisse unseres Betriebes, des VEB Berliner Strickmoden. Wie haargenau wir damit auf der Modelinie liegen, merken wir in unseren Industrieläden, wo solche Modelle weggehen wie „warme Semmeln". Sicher ist es für unsere Kundinnen nicht von Belang, daß die Freude, die ihnen der Kauf bereitet, ursächlich verbunden ist mit den Begriffen CAD/CAM. Die haben die Arbeit leichter und dabei in vieler Hinsicht effektiver gemacht.

Eine traditionelle Textiltechnik, das Stricken, wurde mit Errungenschaften des wissenschaftlich-technischen Fortschritts verknüpft. Das brachte erstaunliche Ergebnisse. Die Technologie dafür hat der VEB Elite Diamant Karl-Marx-Stadt entwickelt: Flachstrickautomaten mit integrierter elektronischer Steuerung und Mustervorbereitung. Das bietet gegenüber der mechanischen Steuerung der Strickautomaten (mittels Lochkarten oder fast gewaltig wirkender Steuerketten, die den Maschinen „befehlen", was sie stricken sollen) viele Vorteile. Die Elektronik öffnet auch der Musterkonstruktion neue Wege. Jetzt gibt's bei uns junge und alte Stricker und Gestalter, die regelrecht unersättlich dabei sind, damit Neues zu erproben und dann anzuwenden. Bei der Herstellung von Strickflächen (daraus werden die konfektionierten Strickwaren zugeschnitten) sind wir nicht mehr auf kleinere, sich wiederholende Optiken beschränkt, sondern können großflächig entwerfen. Nach wie vor ist natürlich eine menschliche Idee Ausgangspunkt für ein neues Modell. Auf dem Farbmonitor sieht der Gestalter jetzt völlig real, wie sein Einfall wirkt. Er kann die Schmuckelemente mit Computerhilfe farblich optimal aufeinander abstimmen, einander zuordnen,

künstlerisch damit spielen, wie man das vordem nicht einmal geahnt hat. So steigt die Effektivität der Entwurfsarbeit in einer Weise, die schwer durch irgendwelche Zahlen zu belegen ist. Soweit zu CAD. Und nun zu CAM – zur computergestützten Steuerung der Maschinen. Sie wirkt ebenfalls regelrecht verbraucherfreundlich. Die Einrichtungszeit sinkt von sechs bis zehn Stunden (bei mechanischer Steuerung) auf zehn Minuten und weniger! So sind wir in der Lage, sozusagen von einer Stunde zur anderen auf Kundenwünsche zu reagieren. Wir können unsere Muster – 30 bis 40 lassen sich auf einer einzigen schallplattenartigen Diskette speichern – erstmals in beliebiger Folge und Größe und Plazierung miteinander kombinieren. Es entsteht eine Wechselwirkung zwischen neuer Technik und Ästhetik, deren Möglichkeiten wir immer noch ausloten. Schließlich trägt die neue Technologie wesentlich zur Erneuerungsrate unserer Erzeugnisse von über 60 Prozent bei, auf die wir sehr stolz sind.

1986 sah der Plan vor, 20 000 Strickerzeugnisse nach dem neuen Verfahren zu produzieren. Wir haben 30 000 geschafft. 1987 fordert der Plan von unserem bezirksgeleiteten Betrieb 50 000 Stück... Selbstverständlich lasten wir die neue Technik dreischichtig aus, 18 Stunden pro Kalendertag. Denn wir wollen durch mehr solcher schönen Erzeugnisse unsere Freude darüber mit vielen teilen.

Siegfried Schliemann
Betriebsdirektor
VEB Berliner Strickmoden

Foto: Detlev Steinberg

● Wörtlich

„Sternenkrieg" oder „Sternenfrieden"? Was unser blauer Planet braucht? Frieden, natürlich!

Jacques-Yves Cousteau, Kapitän, Ozeanologe, Frankreich

Wieder so eine teuflische Falle der Russen – Welt ohne Waffen…

Zeichnung: Wsewolod Arsenjew, „Moskowskije Nowosti"

● Kurz berichtet

Der „Atlas der Arktis", erstmals in der UdSSR erschienen, enthält mehr als 500 Karten. Diese Enzyklopädie des Nordens erschließt die physikalische und ökonomische Geographie der Arktis und spiegelt die Geschichte ihrer Erschließung wider.

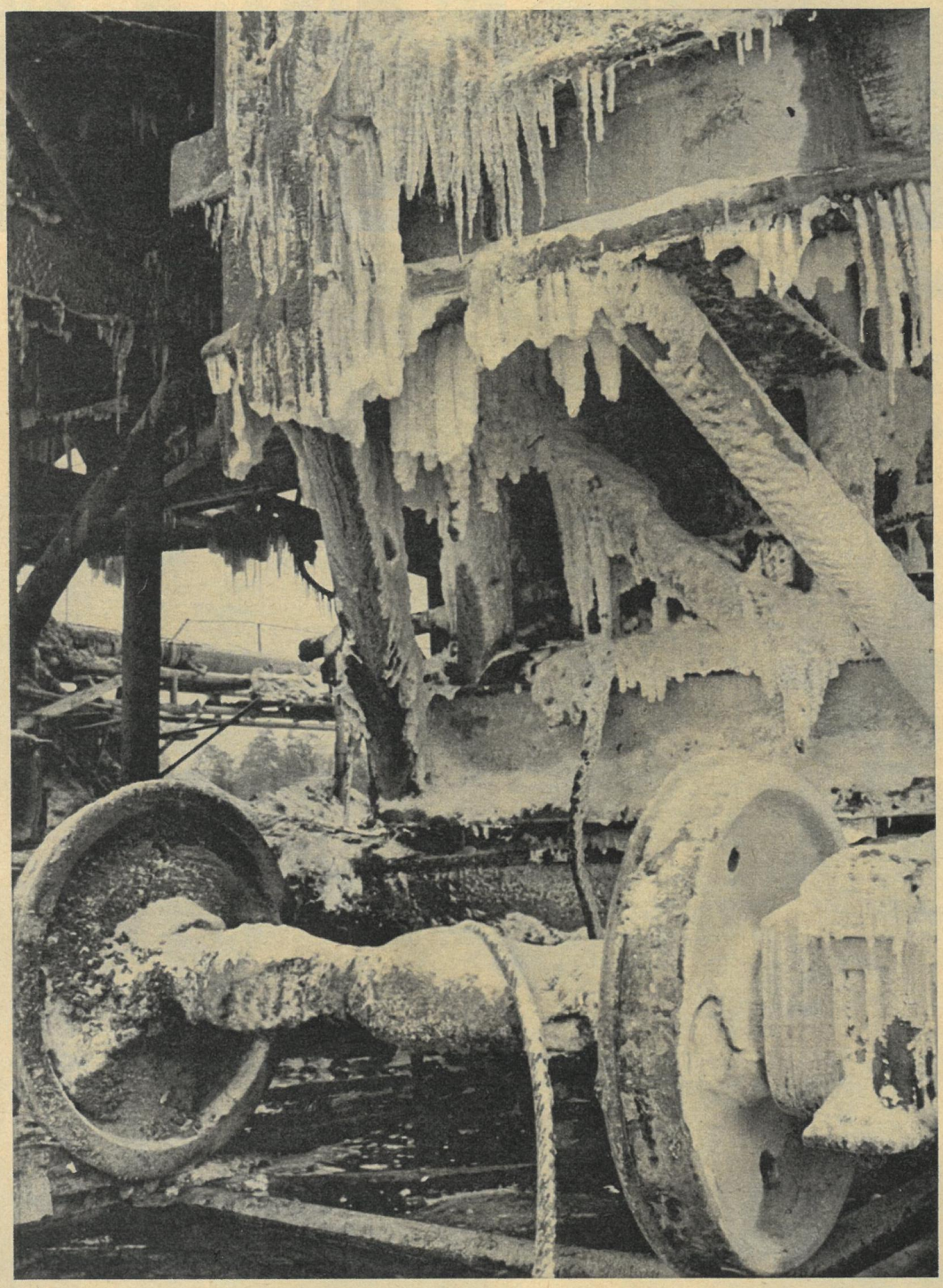
Vollständig elektrifiziert wurde der südwestpolnische, rund 300 Kilometer lange Eisenbahnring Wroclaw–Legniza-Luban–Jeliena Gora–Wroclaw.

Bajanaul, eine der schönsten Regionen Kasachstans, wurde kürzlich zum ersten nationalen Naturpark erklärt.

KOH-I-NOOR, weltbekannter böhmischer Schreibwarenproduzent, stellt seit zweihundert Jahren auch Pfeifen aller Art her; 300 umfaßt die Kollektion, von der Pipette bis zu einer halben Meter langen Bauernpfeife.

Den Heerweg des legendären Fürsten Igor (1150–1202) ritt eine Gruppe junger Reiter aus dem Dorf Boischaja Rubljowka (Ukraine) nach. Die über 600 Kilometer von Nowgorod-Sewerski nach Isjum legten sie in 16 Tagen zurück, in denen allerdings auch historische Studien betrieben wurden.

Platin in beträchtlichen Mengen spart ein neues Laser-Tiefenmeßgerät für die Glasproduktion ein. Es wurde in Trenčin (Westslowakei) entwickelt und ersetzt den herkömmlichen Platin-Berührungstiefenmesser.

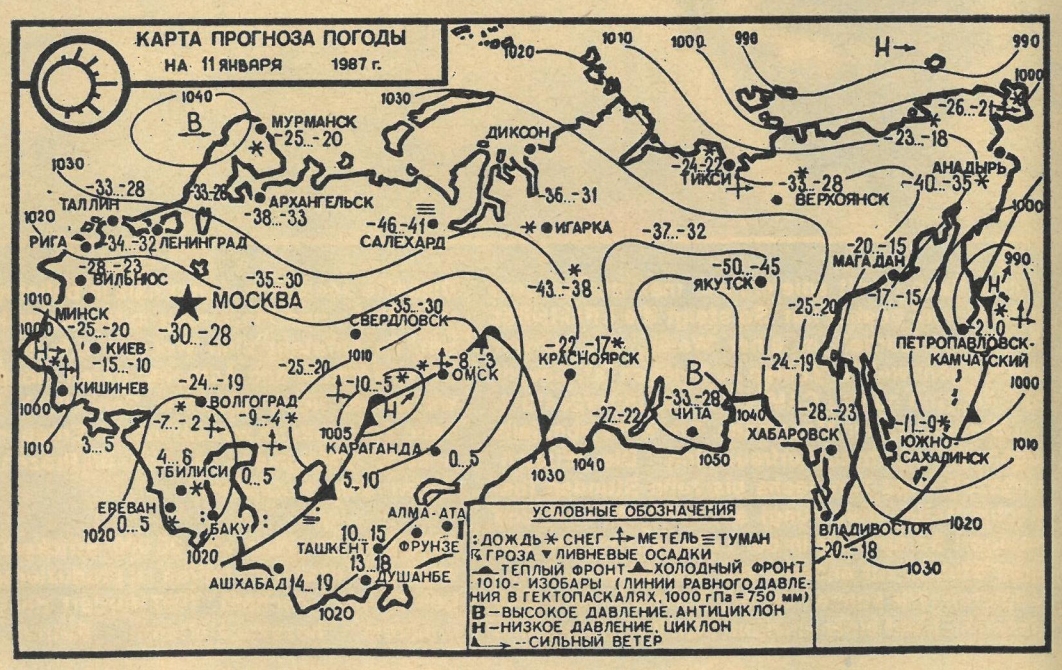


Klirrende Fröste und starke Schneefälle von Minsk bis Anadyr:

Wo ist es wann wie kalt?

Seit ungefähr einer Woche stellt sich Moskau Tag für Tag so vor: Die Bäume an den Straßenrändern sind unwirklich weiß bis ins feinste Geäst, unter den Füßen knirscht und klirrt es, und die Kohlewaggons auf den Betriebsbahnhöfen sind völlig vereist (Bild oben). Ein bizarres Naturschauspiel. Dazu gehört die Mitteilung des zentralen sowjetischen Fernsehens vom Sonntagabend, 11. Januar: Moskaus Schulkinder der Unterstufe haben ab Montag „kältefrei"! Frost gehört in der Hauptstadt eigentlich zum Alltag des sprichwörtlichen Moskauer Winters. Und auch die bisherige Tiefsttemperatur von minus 35,6 Grad Celsius, die in der Nacht vom 7. zum 8. Januar im Stadtbezirk Krylatskoje gemessen wurde, ist keine absolute Rekordmarke; am 17. Januar 1940 zeigten die Thermometer in Moskau immerhin einen Niedrigwert von minus 42,5 Grad an… „Aber die Stadt ist in den 47 Jahren seither um ein Vielfaches gewachsen und mit den riesigen ferngeheizten Wohnkomplexen und Fabrikanlagen auch ihre Eigenwärmeausstrahlung", sagt Dr. Alexander Wassiljew, der Direktor des Hydrometeorologischen Zentrums der UdSSR. „Ein vorläufiges Abklingen der extremen Kälte, wie man auf der Wetterkarte für den 11. Januar (aus der „Iswestija") auf fast dem gesamten Territorium der Sowjetunion erkennen kann, ist erst in den nächsten Tagen zu erwarten. Doch schon jetzt steht fest, daß dies eine der längsten extremen Januar-Frostperioden seit Jahrzehnten war." Die Ursache dieser ungewöhnlich lang anhaltenden Abkühlung in Moskau? „Ein gewaltiger Zyklon, der sich über dem europäischen Territorium des Landes in einer Höhenausdehnung von vier bis acht Kilometern erstreckt und den Zustrom wärmerer Meeresluft blockiert und den Zufluß der kalten Luftmassen aus dem Nordosten Sibiriens und der Arktis ermöglicht. Dazu kommt die extreme Windstille, wodurch gerade die unteren Schichten der Atmosphäre besonders auskühlen…" Wie wird sich das Wettergeschehen weiterentwickeln? „Wir rechnen damit, daß auch die Februartemperaturen unter den Durchschnittswerten liegen. Ob sie aber so extrem niedrig sein werden wie jetzt, wo beispielsweise in Jakutsk minus 60 Grad gemessen wurden, kann man nicht voraussagen…"

Dietrich Pätzold (Text)
Detlev Steinberg (Bild)



Schützenkönigin vom Dienst

Auskünfte für FREIE WELT gab Natalja Kirtschik, mit der UdSSR-Nationalmannschaft Goldmedaillengewinnerin und mit 61 Toren, davon vierzehn im Finale gegen die ČSSR, Schützenkönigin bei der Handball-Weltmeisterschaft 1986.

Würden Sie sich einmal näher vorstellen?

Ich bin Sportstudentin in Rostow am Don, werde am 17. Januar einundzwanzig, verheiratet mit einem Fußballspieler, 1,84 m groß und 88 Kilogramm schwer – was nicht heißt, aus mir wäre auch eine Diskuswerferin oder Kugelstoßerin geworden. Meine Beschäftigung mit der Leichtathletik richtete sich vor allem auf den Sprint, Weit- und Hochsprung. Sportlich vorbelastet bin ich von zu Hause. Mein Vater war Boxer, dessen Ruhm allerdings über die Stadtgrenze nicht hinausreichte. Die ältere meiner beiden Schwestern, eine Ruderin, legte mir in meiner Jugend ans Herz, wenn schon Sport, dann solle ich mich ernsthaft damit beschäftigen. Mit „Hallo, hier bin ich" würde es wohl nichts werden...

Wie sind Sie Handballerin und wurfgewaltigste Spielerin der sowjetischen Nationalmannschaft geworden?

Ich habe als Leichtathletin nie zu Höhenflügen angesetzt, die dortigen Leistungen waren für eine Zeitungsmeldung wenig geeignet. Vor sechs Jahren wurde in unserer Schule nach zukunftsträchtigen Handballerinnen Ausschau gehalten. Weil ich vor allem wegen meiner Körpergröße aufgefallen war, übernahm man mich in die Sportschule von Rostselmasch Rostow. Bei der für uns mit dem Goldmedaillengewinn sehr erfolgreichen Junioren-Weltmeisterschaft 1985 in Südkorea riß ich als ‚Joker' mit meinen Toren den Finalsieg aus dem Feuer. Dieser Tatbestand gab mir mächtigen Auftrieb, mich mit Energie auf den Weg zur ‚richtigen' Nationalmannschaft zu machen, zumal ich auch in einem Spiel meines Klubs gegen Baku einmal 18 Tore warf. Das ist noch immer mein Hausrekord.

Gab es bei der Weltmeisterschaft in Holland einen Moment, von dem ab Sie fest daran glaubten, die UdSSR könnte ihren Titel erfolgreich verteidigen?

Diese reelle Chance ergab sich eigentlich erst im letzten Gruppenspiel, als wir wegen des schlechteren Torverhältnisses gegen die DDR unbedingt gewinnen mußten und nach dreizehn Minuten schon mit 8:2 führten. Nach dem vorangegangenen, phantastischen 27:17 der DDR über Jugoslawien waren wir uns klar darüber, daß ein Sieg nur möglich war, wenn wir das Aufbautrio mit Krüger, Kunisch und Hübscher nicht zur Entfaltung kommen lassen würden. Unbestritten hat dieses Spiel uns mehr Kopfzerbrechen bereitet als das Finale gegen die ČSSR, in dem ich vierzehn Tore warf, obwohl unsere Kreisläuferin Natalja Zygankowa, mit der ich mich schon bei Rostselmasch blind verstehe, wegen einer Meniskusverletzung nicht mehr mitspielen konnte. Es gibt eben Nebenleute, die man zum Toremachen braucht wie das tägliche Brot. Aber es kamen andere, die Nataljas Rolle übernahmen. Und wie sie das taten! Sinaida Turtschina zum Beispiel, unser Kapitän – sie ist neunzehn Jahre älter als ich.

Gibt es in Ihrem Leben außer Studium, Sport und (vielleicht) dem Haushalt noch etwas anderes, womit Sie sich gern beschäftigen?

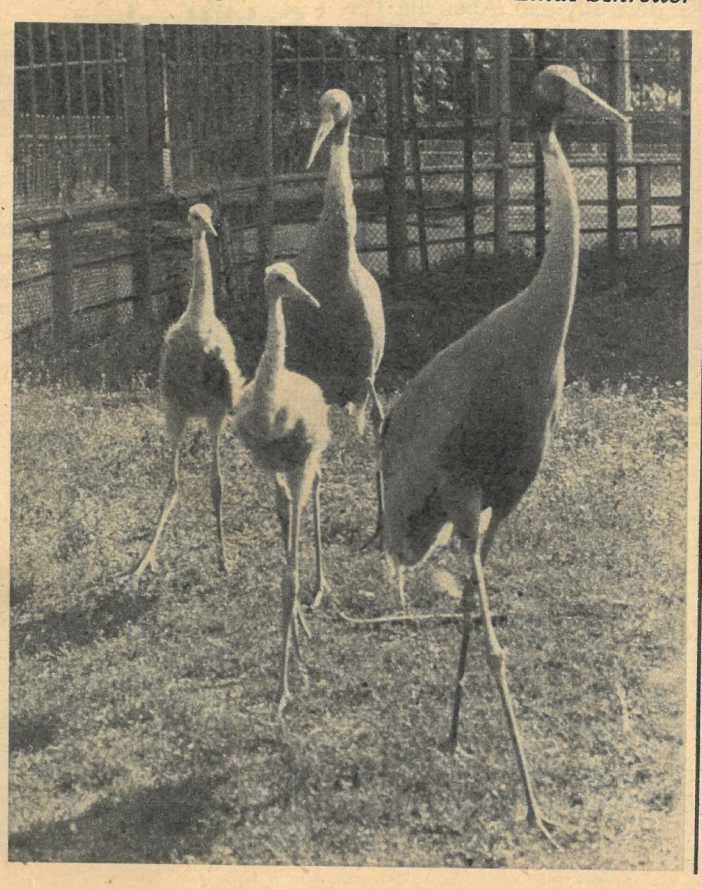
Ich bin ein närrischer, vor allem zugunsten eines vielseitigen Trainings oft selbst aktiver Fußballfan. Zu meinem Leidwesen ist es zuweilen schwierig, als echte Fußballbraut auf der Tribüne meinem Mann die Daumen zu drücken. Keiner von uns beiden hat immer die Zeit, die sportlichen Wege des anderen zu kreuzen. Und da ist noch etwas, was mich besonders beschäftigt – ein Hobby, das mich überall, wo ich bin, zu den Schallplattenläden zieht wie ein Magnet. Ich stehe auf Popmusik.

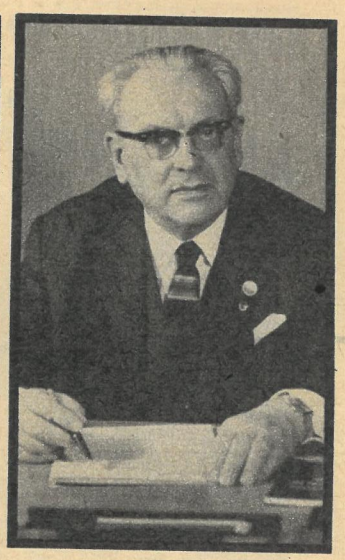
Interview: Jürgen Sellert

Inder in der Ukraine

Im Jubiläumsjahr des Charkower Zooparks – er beging 1986 sein neunzigjähriges Bestehen – gelang den dortigen Tierpflegern ein beachtlicher Zuchterfolg: Vom Paar der Indischen oder Sarus-Kraniche (Grus antigone) wachsen zwei muntere Kücken auf. Dieser große Bodenvogel mit dem zartgrünen Gefieder, roten „Strümpfen" und rotem „Nacktgesicht" bewohnt in seiner Heimat Reisfelder und Sümpfe; wie alle vierzehn Kranicharten gehört auch er zu den vom Verschwinden bedrohten Tierformen der Erde, doch die Gefährdung seines Bestandes hat die kritische Grenze noch nicht erreicht. Selten ist jedoch die östliche Unterart, deren Gesamtzahl in Burma, Vietnam und Australien (!) auf eintausend Exemplare geschätzt wird; etwa dreißig befinden sich in der Obhut des Menschen. – Als im höchsten Grade gefährdet gilt der schneeweiße Nonnenkranich (Grus leucogeranus, mißverständlich auch Schneekranich genannt). Von ihm zählt die im Norden Jakutiens brütende Gruppe kaum mehr als achthundert Exemplare, während für die Westpopulation an der Mündung des Jenissej sogar nur fünfzig Köpfe angegeben werden (von beiden befinden sich etwa vierzig in Tiergärten und wissenschaftlichen Einrichtungen). Sowjetische Biologen und Naturschützer, die sich um die Erhaltung der verschiedenen auf dem Territorium der UdSSR vorkommenden Kranicharten bemühen, sind in maßgebender Weise auch an der „Crane Foundation", der Internationalen Gesellschaft zum Schutz des Kranichs, beteiligt. Alle Bemühungen konzentrieren sich zur Zeit auf den Nonnenkranich (mit der Absicht, die gewonnenen Erfahrungen danach für ebenso bedrohte Arten, wie den Mandschuren-, den Weißnacken- und den Jungfernkranich, nutzbar zu machen). 1979 begann im Oka-Naturschutzgebiet die sowjetische Kranichstation Lakasch ihre Tätigkeit. Aus 15 bis 20 jungerwachsenen Nonnenkranichen wurden kleine Zuchtgruppen gebildet. 1981 gelang die erste Aufzucht, 1984 wuchsen neun Jungvögel auf (dabei arbeitete die Station eng mit amerikanischen, japanischen und westdeutschen Ornithologen zusammen). – Bemerkenswert sind international koordinierte Versuche, einer Population „gewöhnlicher" Graukraniche – die in Iran überwintert und im Nordosten der UdSSR ihre Brutreviere bezieht – befruchtete Eier des Nonnenkranichs „unterzuschieben"; ein Nachkömmling dieser Art konnte im iranischen Winterquartier bereits beobachtet werden. Neuerdings nimmt auch die Volksrepublik China am Schutz des Kranichs teil. Ein entlegenes Tal des Poyang-Sees wurde als Überwinterungsort etlicher hundert Nonnenkraniche entdeckt und für die betreffenden Monate zur geschützten Region erklärt.

Linus Schreiter





Dr. Lothar Bolz

Am 29. Dezember 1986 verstarb der langjährige Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, der Mitbegründer der NDPD und verdiente Staatsfunktionär der DDR, Dr. Lothar Bolz, im Alter von 83 Jahren. Lothar Bolz war von 1950 bis 1967 Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. Von 1949 bis 1953 war er Minister für Aufbau und von 1953 bis 1965 Minister für Auswärtige Angelegenheiten der DDR. Lothar Bolz gehörte der Volkskammer an, bis zu seinem Tode wirkte er als Ehrenvorsitzender der NDPD. Dr. Bolz war ein aufrechter deutscher Patriot und Internationalist. Bereits in jungen Jahren stellte er sich auf die Seite des Fortschritts und kämpfte gegen den Faschismus in Deutschland. In vielen Prozessen verteidigte er Gegner dieses verbrecherischen Regimes. Vom Faschismus verfolgt fand Lothar Bolz in der Sowjetunion eine neue Heimstatt. Hier begegnete er im täglichen Leben der Wahrheit über die gesellschaftliche Entwicklung und nahm aktiv am Kampf gegen Faschismus und Krieg teil. Bedeutendes leistete Dr. Lothar Bolz für das Wachsen und Werden unseres sozialistischen Vaterlandes. Die Vertiefung der unverbrüchlichen Freundschaft zur Sowjetunion war ihm stets Herzensbedürfnis und Lebensaufgabe. Mit ganzem Herzen wirkte er als Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft für die Festigung des Bruderbundes. Durch sein engagiertes Wirken für das Glück und Wohl unseres Volkes hat sich Lothar Bolz großes Vertrauen und hohes Ansehen erworben. Mit ihm verlieren wir einen der Sache des Sozialismus und des Friedens eng verbundenen Kampf- und Weggefährten.

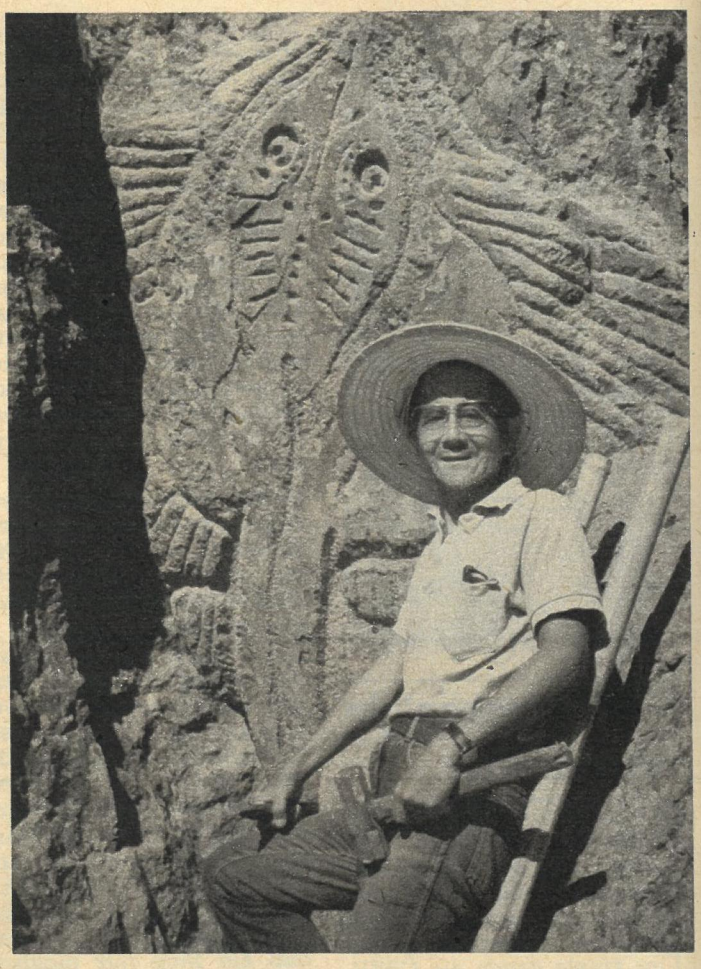
„Hilfe" für feigen Mord

Einen Friedhof besonderer Art stellt diese der britischen Zeitung „Morning Star" entnommene Zeichnung dar: Die Grabstellen haben die Form von Bomben, deren Herkunft aus den Vereinigten Staaten von Amerika der weiße Stern verrät, die Buchstaben R.I.P. stehen für die bekannten Worte „Requiescat in pace" (er möge in Frieden ruhen), die man Christen katholischen Glaubens häufig als letzten Gruß widmet. Ein solcher Friedhof existiert in Wirklichkeit nicht, die Toten hingegen gibt es. In Nikaragua sind in den letzten Jahren über 15 000 Männer, Frauen und Kinder von den Contras ums Leben gebracht worden, von jenen Banditen, denen – auf Weisung der derzeit in Washington Regierenden – aus den Kassen der USA die Gelder und aus deren Arsenalen die Waffen zufließen. Und verhöhnt werden die Niedergemetzelten von jenen, die öffentlich verkünden, mit der Ausrüstung und Bewaffnung eines Konglomerats von konterrevolutionären Desperados und professionellen Killern leisteten die USA „Hilfe für Nikaragua". Hilfe wozu? In Nikaragua würden die Menschenrechte nicht beachtet, behauptet man im Weißen Haus zu Washington, deshalb müsse man diejenigen unterstützen, die für ein „freies Nikaragua" kämpften, und das seien eben die Contras. 15 000 Menschen töten – Bauern auf den Feldern, Frauen am häuslichen Herd, Kinder spielend oder auf dem Schulweg – heißt, 15 000mal auf brutalste Weise das wichtigste aller Menschenrechte mißachten, nämlich das Recht eines jeden Menschen auf Leben. Wer vieltausendfachen Mord an meist Wehrlosen begeht, ist Totengräber jedweden Menschenrechts, und wer solche Totengräber aushält und sich zugleich lautstark als Schirmherr der Menschenrechte aufspielt, ist nichts anderes als ein Heuchler. Indes – nicht nur die Toten sind Opfer des Terrors von Staats wegen, den die USA dort betreiben. Zum ersten Mal in der Geschichte Nikaraguas entstehen Schulen nicht nur für die Kinder der Reichen und Wohlhabenden, sondern für alle. Aber die Terroristen im Solde der USA versuchen, diese Schulen zu zerstören. Zum ersten Mal sind Ärzte und medizinische Einrichtungen auch für Bauern und Landleute da. Die „Hilfe für Nikaragua", geleistet durch die USA, besteht jedoch darin, den Contras zu helfen, diese und andere soziale Einrichtungen zu vernichten, noch ehe sie richtig wirksam werden können. – Allein für die Bewaffnung der Contras haben die USA in den letzten vier Jahren 100 Millionen Dollar ausgegeben. Und das Budget für 1988, das die US-Administration dem Bundesparlament vorlegte, sieht schon wieder eine neue üppige Millionen-Dollar-Anforderung vor. Massiver Protest aller friedliebenden Kräfte in der Welt und solidarische Unterstützung für Nikaragua müssen helfen, dieser US-amerikanischen „Hilfe" ein Ende zu machen.

Horst Schötzki

Felsenbilder

Der bekannte chinesische Maler und Bildhauer Hong Shiqing (im Foto), Mitglied der Akademie der Schönen Künste in Zhejiang, hat die Steine, die er formt, an Ort und Stelle gelassen. Auf Dalu, einer der zahlreichen der chinesischen Küste vorgelagerten Inseln, schuf Shiqing seit Februar vorigen Jahres bisher über zwanzig Felszeichnungen und Skulpturen, lauter maritime Motive: Fische, Schildkröten, Krabben...



Rosenkavalier

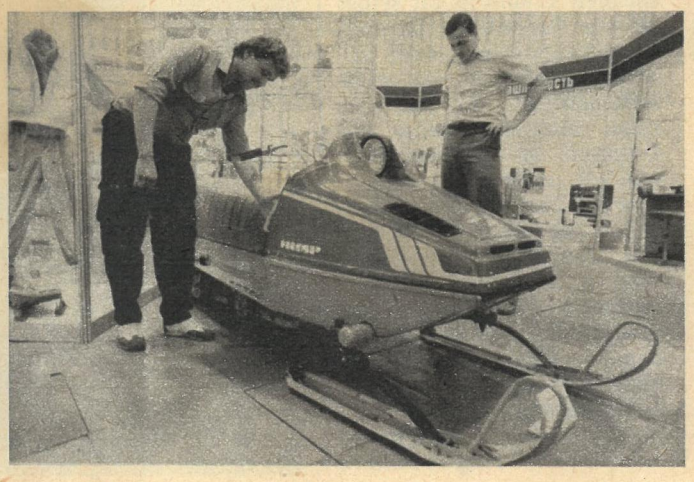
„Die tätowierte Rose" von Tenessie Williams inszenierte der Schauspieler, Regisseur und Dramatiker Jonathan Bolt (USA) mit großem Erfolg am Sawa-Ognjanow-Theater Russe in Bulgarien. Bolt, der am Broadway und in Hollywood spielte und in New York zahlreiche Stücke auf die Bühne brachte, will jetzt ein bulgarisches Werk in den USA vorstellen.

Bronzekeramik

Gefunden bei Nižna Myšla (Ostslowakei): Keramikgefäße aus der Bronzezeit. Seit einem Jahrzehnt nimmt hier das Archäologische Institut der Akademie der Wissenschaften in Nitra Ausgrabungen vor. In diesem Gebiet wurden bisher Steinfundamente von Behausungen, Reste von Befestigungsanlagen und 335 Gräber freigelegt.

Schlittenkur

Bevor „Ikarus" – der neue Motorschlitten mit Raupenantrieb – für würdig befunden wurde, auf der Volkswirtschaftsausstellung in Moskau gezeigt zu werden, unterzogen ihn Leningrader Ingenieure einer „Entfettungskur". Ohne seinen Vorgängern gegenüber an Stabilität einzubüßen, verlor er 20 Prozent „Speck".



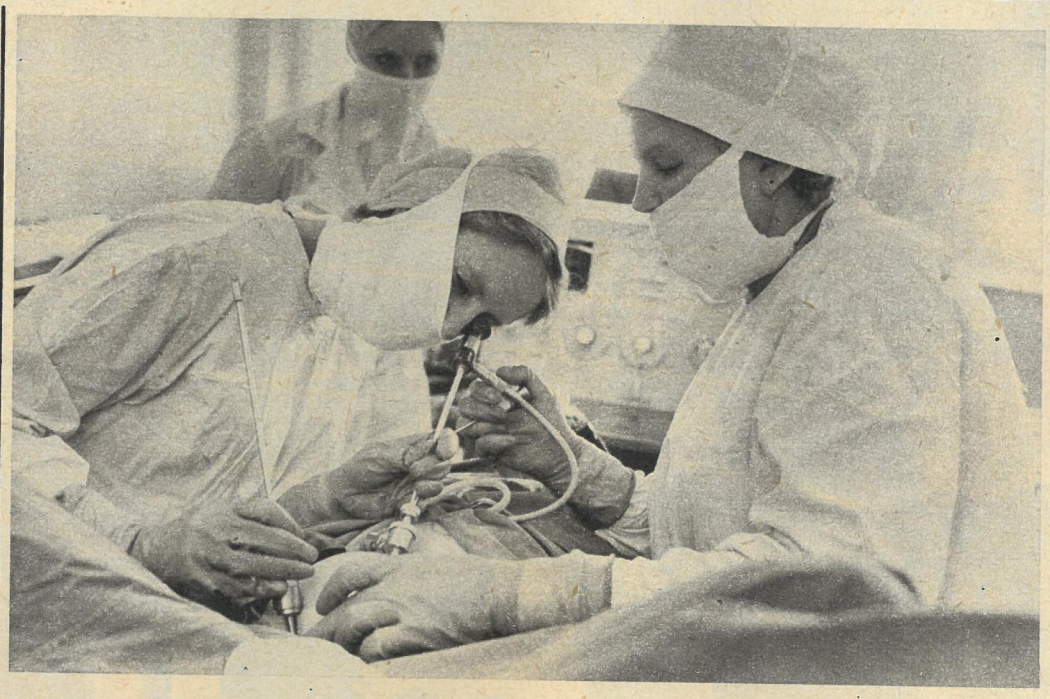
Burgmotiv

Seit fast 70 Jahren auf Briefmarken: der Prager Hradschin. Hier ein neuer Wert: Frühlingsallegorie (Stich: Miloš Ondráček).

Es geschah am Wannsee...

Das Protokoll der neunzigminütigen Sitzung förderten die Recherchen zum Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß wohl mehr zufällig aus den Akten des faschistischen Auswärtigen Amtes zutage. So war es möglich, Ort und Zeit zu lokalisieren, wo die „Endlösung der Judenfrage" von den Nazis beschlossen worden war: am 20. Januar 1942 im Gebäude der Internationalen Kriminalpolizeikommission Am Großen Wannsee 56–58. Der Platz für diese folgenschwere Zusammenkunft führender Vertreter aus vier Ministerien, vier oberen Behörden des Naziregimes sowie aus SS-Ämtern gab ihr auch den Namen: Wannsee-Konferenz. Unter Vorsitz von SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich – als Chef des Reichssicherheitshauptamtes Kopf aller außergerichtlichen Terrororgane des deutschen Faschismus – beriet man in der Bibliothek des 30-Zimmer-Landhauses, wie die in 27 europäischen Ländern lebenden fast zwölf Millionen Juden durch Arbeit und Hinrichtung liquidiert werden sollten. Der in weniger als anderthalb Stunden verabschiedete, außerordentlich detaillierte Plan stellte allerdings nur die letzten Weichen für die organisatorisch-technische Perfektionierung schon längst praktizierten Völkermordes; bereits vor der Wannsee-Konferenz hatten die Faschisten ihre antibolschewistisch-rassistische Doktrin zu verwirklichen begonnen. Am 1. März 1941 beispielsweise, noch vor dem Überfall auf die UdSSR, befahl SS-Chef Heinrich Himmler, in Auschwitz-Birkenau ein Lager für 100 000 sowjetische Kriegsgefangene zu errichten. Hier fand auch am 3. September 1941 der erste Massenmord mit dem IG-Farben-Giftgas Zyklon B statt – an 900 sowjetischen Kriegsgefangenen... „Alle Teilnehmer (der Wannsee-Konferenz, F. S.) waren höchst zufrieden und gaben fröhlich ihre Zustimmung, sich an der Endlösung der Judenfrage zu beteiligen" (Adolf Eichmann, 1961). Diese makabre „Fröhlichkeit" sollte 6 Millionen jüdischen Bürgern das Leben kosten. Der Vorgang machte aber vor allem eines deutlich: Die systematische Vernichtung war nicht Folge eines SS-Geheimkomplotts, sondern organischer Bestandteil der Politik reaktionärster Kreise des deutschen Imperialismus.

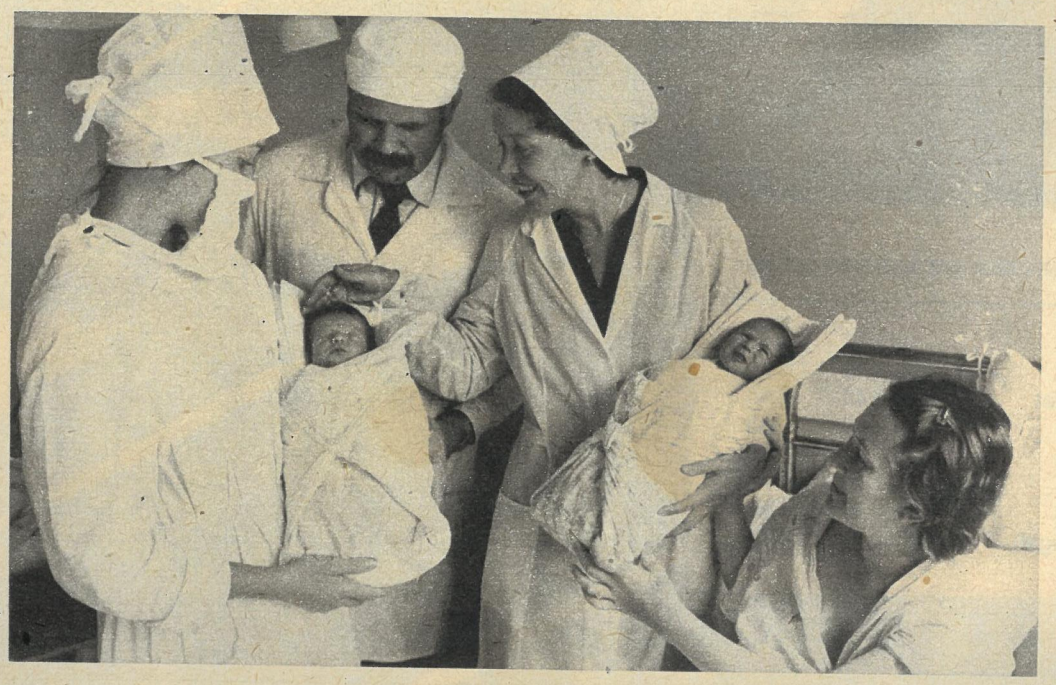
Frank Schumann



Babys aus dem Reagenzglas

Ein Jahr alt wird in diesen Februartagen das erste Kind – ein Mädchen –, das in der Sowjetunion nach In-vitro-Fertilisation und Embryotransfer zur Welt gekommen ist. Wenige Monate nach ihrer Geburt erblickten die auf unserem Foto gezeigten Jungen – Zwillinge – das Licht der Welt. Auch ihr Leben hatte in einem Reagenzglas begonnen. Die Befruchtung der weiblichen Eizelle mit Sperma außerhalb des Organismus der Frau (Extrakoporale Befruchtung/In-vitro-Fertilisation – Im-Glas-Befruchtung) und nach etwa 48 Stunden die Verpflanzung des zwei- bis achtzelligen Frühembryos in die Gebärmutter der Frau (Embryotransfer) wird auch in der Sowjetunion als eine Form der Sterilitätsbehandlung genutzt. Mehr als zwei Jahre beschäftigten sich die Mitarbeiter des Labors für frühzeitige Embryonalentwicklung des Forschungszentrums für Mutter und Kind mit dieser Behandlungsmethode. Sie ist auf die Fälle anwendbar, bei denen blockierte Eileiter die natürliche Befruchtung unmöglich machen. Internationale Spitzenteams sind mit dieser Methode heute schon erfolgreicher als das bei Eileiteroperationen der Fall ist. „Reagenzglas"-Kinder entwickeln sich nach bisherigen Erfahrungen – weltweit leben 2500 von ihnen, das älteste wird in diesem Jahr neun – im Mutterleib und auch nach der Geburt völlig normal. Als die Zwillinge in der Moskauer Einrichtung des Ministeriums für Gesundheitswesen durch Kaiserschnitt entbunden wurden, wogen sie 2600 bzw. 2800 Gramm und waren 50 Zentimeter groß. Zwillinge – überhaupt Mehrlingsgeburten – sind nach der extrakoporalen Befruchtung weit häufiger als nach gewöhnlicher Zeugung. Internationale Angaben besagen, daß es nach erfolgreichem Embryotransfer zu 15 Prozent zu Mehrlingsschwangerschaften kommt. Die Ursache ist die Übertragung mehrerer Embryonen. Da ihre Einnistung in die Gebärmutterschleimhaut in der noch größten Zahl der versuchten Fälle fehlschlägt – Erfolgsquoten von 10 Prozent sind Spitzenwerte – werden meist mehrere Embryonen transferiert. Nistet sich dann mehr als ein Embryo ein, kommen nach neun Monaten Zwillinge wie die Moskauer Jungen, manchmal sogar Drillinge oder Vierlinge zur Welt. Normal ist eine Zwillingsgeburt auf 80 Entbindungen. Nachdem im Forschungszentrum für Mutter und Kind Erfahrungen mit der extrakoporalen Befruchtung und anschließendem Embryotransfer gesammelt wurden, ist geplant, in der Sowjetunion mehrere Zentren zu schaffen – u. a. in Leningrad –, die diese Form der Sterilitätsbekämpfung praktizieren sollen.

Heiner Grienitz



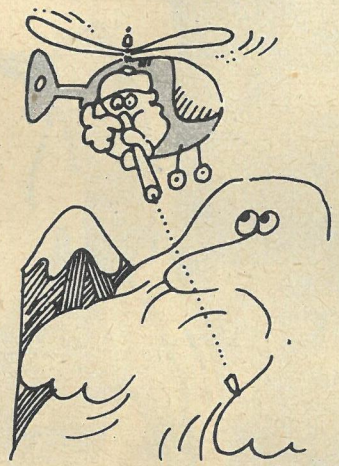
● Gut gesagt

Es ist wichtig, daß der Mensch im Sand der Zeit Spuren hinterläßt. Wesentlich aber ist, daß diese Spuren in die richtige Richtung führen.

Machmadi Dafarow, Parteisekretär des Erzaufbereitungskombinats „Ansob", Tadshikische SSR

● Am Rande

Zur Bekämpfung von Schneelawinen im Gebirge wird traditionsgemäß die Artillerie eingesetzt. Durch den Beschuß aus Geschützen und Granatwerfern wird überraschenden Katastrophen vorgebeugt. Jetzt wurde in der Sowjetunion ein Spezialgewehr entwikkelt, womit sich Lawinen auch vom Hubschrauber aus beschießen lassen. – Weißes Gespenst im Visier.



● Persönliches

Im Hause des 67jährigen Geistlichen Michail Popiwanow in der Kleinstadt Swoge, nördlich von Sofia, sind Fidel Castro, Urho Kekkonen, Indira Gandhi, Pabst Johannes Paul II. und viele andere weltbekannte Persönlichkeiten durch ihre Unterschrift verewigt. Der eifrige Sammler betreibt sein Autogramm-Hobby schon über 20 Jahre.

Drei Meistercellos pro Jahr entstehen in der Werkstatt von Jaroslav Lavicka in Cejkovice (Südböhmen). Er ist der einzige Violincellobauer der Region. Seine Instrumente werden auch in der UdSSR, Ungarn und Jugoslawien gespielt.

Der Tanzmeister Theodor Vasilescu, Choreograph für rumänische Volkstänze, lehrte während eines einmonatigen Aufenthaltes in Japan, in Tokio, Osaka und anderen Städten durch Tanzkurse mehrere hundert Japanern Tänze seiner Heimat.

Redaktion: V. Hempel
Fotos: G. Schmidt, H. Müller; TASS/ M. Tur, G. Chameljanin, W. Christoforow (2); ZB/ČTK, Hsinhua/Sofia-Presse/ I. Donow; Repros (2); Vignette: D. Schüler;

Hasen auf Tartan

Die Weltrekorde, um die es immer ging

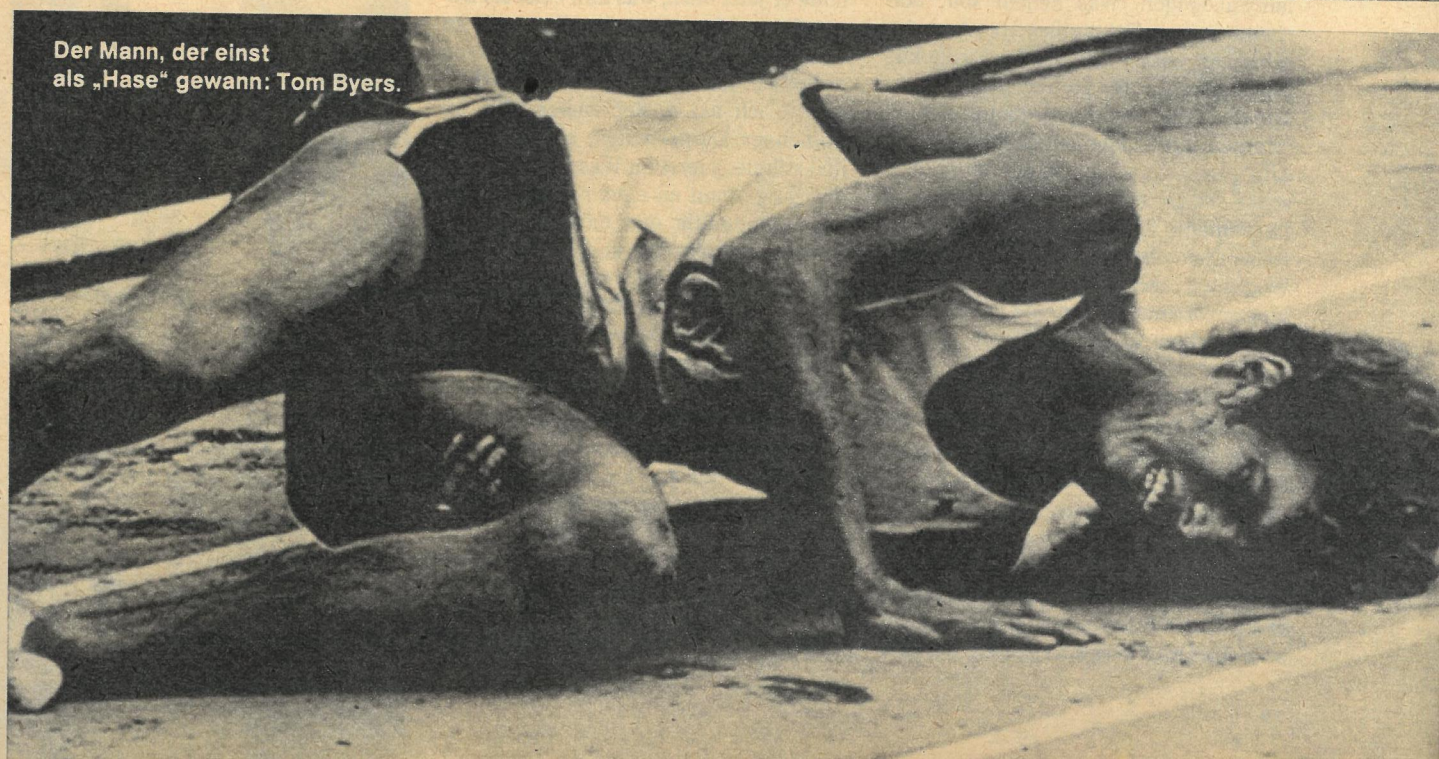
800 m	Coe (GB)	1:41,73	1981
1000 m	Coe	2:12,18	1981
1500 m	Aouita (Marokko)	3:29,46	1985
1 Meile	Cram (GB)	3:46,32	1985
2000 m	Cram	4:51,39	1985
3000 m	Rono (Kenia)	7:32,1	1978
5000 m	Aouita	13:00,40	1985
10 000 m	Mamede (Portugal)	27:13,81	1984

jagd

Ein Beitrag
von
Hans-Richard Vollbrecht

Der Marokkaner Said Aouita glaubt, er könne in absehbarer Zeit die 3000 Meter in weniger als siebeneinhalb, die 5000 Meter in weniger als dreizehn und die 10 000 Meter in weniger als siebenundzwanzig Minuten zurücklegen. Sein läuferischer Zeitgenosse Sebastian Coe aus Großbritannien prophezeit, der künftige 800-m-Weltrekordler werde für seine beiden Stadionrunden keine Minute und vierzig Sekunden mehr brauchen. Wenn das gelingt, und warum auch nicht, wäre wieder einmal die Rede davon, der Läufer XYZ habe eine neue „Schallmauer" durchbrochen. Indes zweifelt niemand daran, daß so etwas ohne fremde Hilfe – ohne Schrittmacher, auch „Hasen" genannt – kaum noch möglich ist. Auf solche Weise wurden in den letzten Jahren alle Weltrekorde produziert und in einen Leistungsbereich getrieben, in dem es ohne „Hasenjagden auf Tartan" nur noch wenig zu ernten gibt. Mit dieser Art des Rekordmachens sind der Leichtathletik jahrelang allerhand Scherereien aufgebürdet worden.

Coe – Olympiasieger, Europameister, aber auch ein Hasenjäger. „Die Leute wollen Rekorde sehen!"



Der Mann, der einst als „Hase" gewann: Tom Byers.

Hasenjagd auf Tartan

Eine Leichtathletiksaison ohne Weltrekorde auf den Mittel- und Langstrecken der Männer, das gab es schon lange nicht mehr. Zwar haben die Rekordeiferer Said Aouita und Sebastian Coe nichts unversucht gelassen, aber sie sind letztlich gescheitert, wenn auch oft nur um Hundertstelsekunden. Der Marokkaner wollte als erster die 5000 m in weniger als 13 Minuten laufen – minus 0,87 s. Er war Steve Crams 2000-m-Bestzeit auf der Spur – minus 0,59 s. Er kämpfte zweimal gegen Henry Ronos acht Jahre alten und unmodernen, weil handgestoppten 3000-m-Weltrekord an – minus 0,44 und 0,13 s. Als Tempomacher, sogenannte *Hasen,* stellten sich ihm Läufer der gehobenen Mittelklasse zur Verfügung. Wie der Sudanese Khalifa und der Ire O'Mara. Oder Hollands Saison-Primus Kulker, der beim 3000-m-Versuch von Zürich mit viel zu forscher Führungsarbeit die ganze Weltrekordfuhre vermasselte. Mit den zweibeinigen *Hasen* ist dem geduldigen Papier des Leichtathletik-Regelwerks im Verlauf der letzten Jahre schon allerhand zugemutet worden.

Der Königsmacher

Autogramme gab er als Ben Jipcho. Das war nur ein Viertel seines eigentlichen Namens, der trotz Verknappung sechsunddreißig Buchstaben hatte: J. B. Benjamin Waburu Jipcho I. Arap Chemaimak. Dies wiederum ist nichts gegen den Zungenbrecher, den Karl May in seinem Buch „Durch die Wüste" für einen Beduinen erfand: Hadschi Mustafa Ben Hadschi Ali Ibn Hadschi Said Ibn Hadschi Tofail Ibn Hadschi Halef Omar Ibn Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Sawud Al Gossarah. Auch nichts gegen den unaussprechlichen Weltrekord, der einer Waliser Bahnstation gehört: Llanfairpwllgwyngyllgogerychwyrndropwlllantysiliogogoh. Was heißen soll: Marienkirche im Tal weißer Haseln beim schnellen Wirbel und bei der Tysiliokirche nahe der roten Höhle. Oje.

Die Leute, die mit Jipcho zu tun hatten, nannten ihn einfachheitshalber gar nur „Jip", seinen noch berühmteren läuferischen Zeitgenossen und kenianischen Landsmann Kipchoge Keino sinnigerweise dann eben „Kip". So entstand ein Wortspiel, das die leichtathletischen Mümmelmänner von heute an ihre Vorfahren erinnert: „Jip, der Königsmacher von Kip".

Ins Bild der Leichtathletik rückte Jipcho 1968 in Mexiko-Stadt, als er für Keino das olympische Siegerpodest blank putzte. Im 1500-m-Lauf hatte er den Auftrag, unbedingt das Finale zu erreichen, dort für Keino Tempo zu machen und die Spurtkraft des favorisierten Weltrekordlers Jim Ryun zu brechen. Den Vorlauf gewann er. Im Zwischenlauf mußte er sich sputen, um sein verkorkstes Finish auf dem fürs Weiterkommen letztmöglichen Platz zu beenden und auf dieser Gratwanderung Italiens Joker Francesco Arese aus dem Rennen zu werfen.

Im Finale dann schleppte er auf der ersten Runde das gesamte Feld, auf der zweiten mit einer Finte, die auch Ryun nicht rechtzeitig durchschaute, nur noch Keino hinter sich her. Und als der Königsmacher Jip dem König Kip auf dessen Weg zum Sieg alle Stolpersteine beiseite geräumt hatte und Ryun endgültig ohne Chance war, ließ er sich vom Verfolgerfeld verschlucken und wurde, von seiner Kärrnerarbeit kaputter als Seine Majestät, nur Zehnter. Nun saß Jipcho da und erlebte, wie der über Keino hereinbrechende Jubelsturm als Abwind an ihm vorbeiwehte: „Er ist der König, ich bin nichts." Seitdem war ein *Hase* immer nichts.

Aber Jips Zeit kam noch, und zwar anders, als sich andere das vorgestellt hatten. Bei den Panafrikanischen Spielen in Lagos wurde er, nun ein Königsmacher a. D., weltschnellster Hindernisläufer. Zuvor hatte er auf der Tribüne gesessen und mit angeschaut, wie der erfolgverwöhnte Keino auf seiner olympischen Siegstrecke dem Tansanier Filbert Bayi unterlag. Worauf die „Daily Times" zu einem gewagten Vergleich griff: „Die größte Katastrophe, seit die Lava vom Vesuv Pompeji verschüttet hat. Jipcho erlebte Keinos Desaster auf der Tribüne und lief zwei Tage später, unter den Augen des gedemütigten Helden, Weltrekord über 3000 m Hindernis." Nunmehr „Big Ben", beließ es Jipcho nicht bei diesem einen eklatanten Auftritt. Er wurde erster Hindernisläufer, der unter 8:20, dann sogar unter 8:15 Minuten blieb, und obendrein zweitschnellster der Welt über die Meile. Da flüchtete der alternde König Kip ins Schattendasein der Profis.

Der Hasenjäger

Jipcho, damals dreißigjährig und während seines Lehrerstudiums Mathematik-Examinand mit Auszeichnung, verwahrte sich fortan dagegen, bei seinen Weltrekorden und hervorragenden Zeiten auch auf den Mittelstrecken habe er nur noch Ziffern im Kopf. Vielmehr holte er jetzt nach, was ihm einst als Domestike nicht zustand: „Bei uns zu Hause wird zuallererst gefragt, ob du gewonnen hast. S i e g e n mußt du – so wie ich am 4. September 1971 im Münchner Dantestadion, als ich zweimal stürzte, zuerst im Wassergraben baden ging, dann an einem anderen Hindernis endgültig den möglichen Weltrekord verstolperte, aber trotz aufgeschlagener Knie und von oben bis unten pitschnaß allen die Stirn bot und als erster das Ziel passierte!"

Diese Meinung teilte Jipchos sechs Jahre jüngerer Landsmann, der Nandi Mike Boit, mitnichten. Ihm war es egal, ob er gewann oder verlor. Er wollte, und dabei war für ihn die Plazierung ohne Bedeutung, immer Weltklassezeiten rennen. Deshalb quittierte er nur mit verhaltener Freude, daß er 1975 innerhalb von drei Wochen neun 800-m-Läufe bestritt, alle gewann, aber jedesmal an Marcello Fiasconaros 1:43,7-min-Weltrekord ebenso scheiterte wie kurze Zeit darauf in Zürich, wo er mit 1:43,8 nur noch um eine Zehntelsekunde langsamer war als der Italiener.

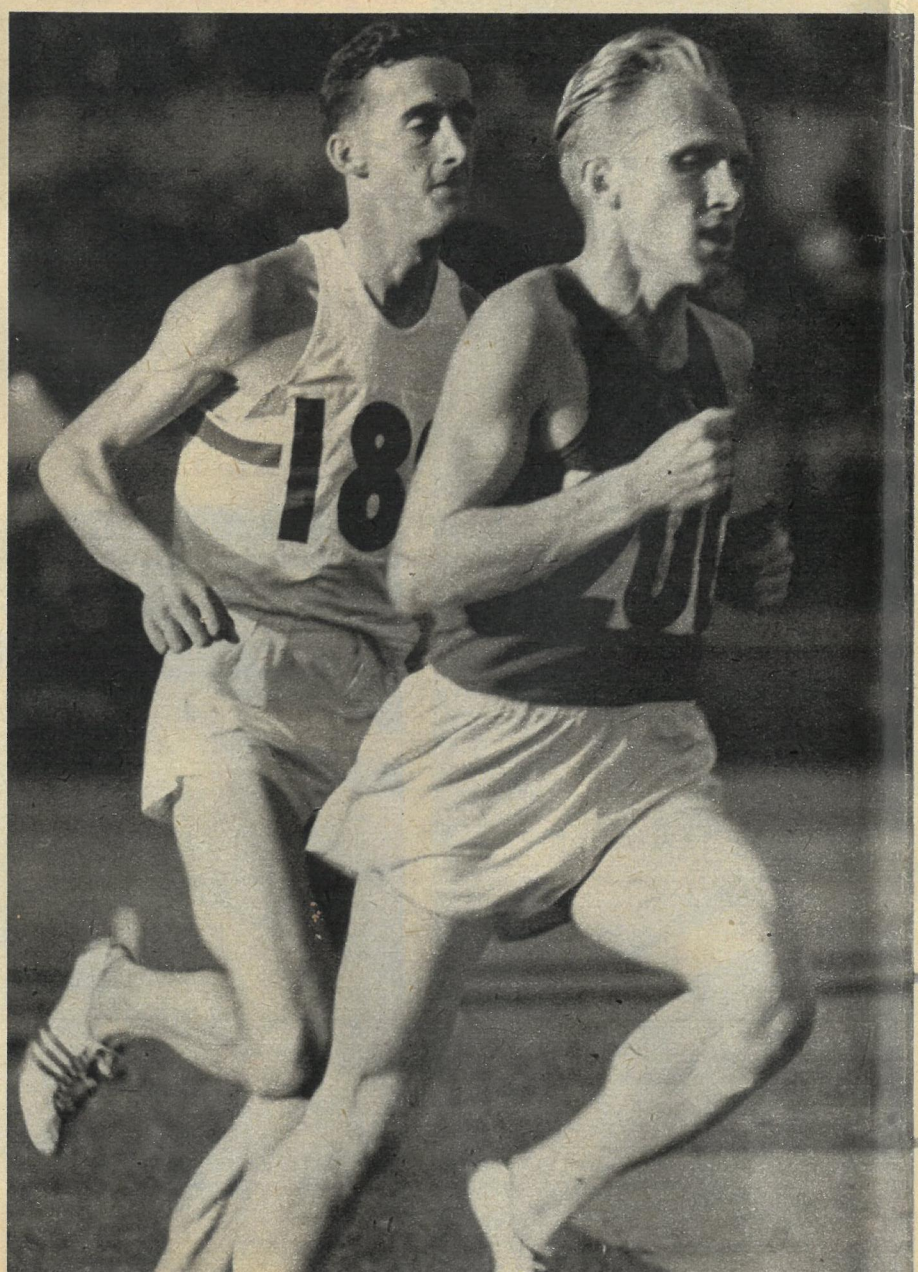
Mit der Quantität seiner Starts gingen auch Boits zahlreiche Weltrekord-Ankündigungen und immens hohe Verbrauchsquoten an Tempomachern, sogenannten *Hasen,* einher. Beim ISTAF 1974 in Westberlin ließ er sich für seinen Rekordversuch mit Voranmeldung ein paar Scheine mehr über den Tisch reichen, machte aber dem Veranstalter klar, ohne ein richtiges Zugpferd könne der Ballon nicht steigen. Also wurde ohne viel Federlesens der US-Amerikaner Mark Winzenried eingeflogen, der einen siebten Sinn dafür hatte, Durchgangszeiten auf Zuruf zehntelsekundengenau einzuhalten. Das tat er nun mit Boit, ging die erste Runde in 50,5 s an, verließ in der Startkurve die Bahn und schaute in Gemütsruhe zu, wie sich der Keniate vergeblich bemühte, aus „seinen" 50,5 s einen 800-m-Wektrekord zu machen. Im Ziel fehlten sieben Zehntel.

Die verrückteste Hasenjagd veranstaltete Boit 1976. Binnen sechzehn Tagen unternahm er fünf Weltrekordversuche, und beim Halali war er mit 1:43,57 min endlich schneller als Fiasconaro. Aber der Weltrekord gehörte inzwischen dem Kubaner Alberto Juantorena, der im olympischen Finale von Montreal 1:43,50 min gelaufen war – und bis heute vorerst letzter Mohikaner ist, der bei Olympia, Welt- oder Europameisterschaften auf den Strecken zwischen 800 und 10 000 m mit Weltrekord gewann.

Und als Boit dann eines Tages auch noch gegen den Paradeläufer aus Havanna auf deklassierende Weise verlor, ließ er erstmals durchblicken, daß ihn nicht nur schlechte Zeiten, sondern auch Niederlagen schmerzen: „Manchmal bin ich schon nervös. Schlechte Zeiten beunruhigen mich – oder das Rennen 1977 in Zürich gegen Juantorena, als ich mit gut zehn Metern Rückstand nur Zweiter wurde."

Boit ist, und das hat ihm weh getan, nie Weltrekordler gewesen, gleichwohl ein Weltrekordler, was den Verbrauch von *Hasen* betraf. So oft er sich mit diesen verbündete, so wenig muß er von ihnen gehalten haben. Als er in Zürich einmal gefragt wurde, ob er für gutes Geld als *Hase* dem Briten Sebastian Coe bei dessen Weltrekordversuch helfen wolle, erklärte sich der Kenianer dazu nicht bereit. Den Tempomacher zu spielen, dafür war er sich selbst zu schade. Solche Arbeit delegierte er lieber an seinen Landsmann Kipsubay Koskei. Ihn hatte Boit wärmstens empfohlen, als Coe am 15. August 1979 in der „Sasse Letzigrund" von Zürich den 1500-m-Welt-

Olympischer 10 000-m-Vorlauf von München '72. „Na, was ist, könnten wir bei diesem Tempo nicht Clarkes Weltrekord brechen?" fragt Dave Bedford (274) Emiel Puttemans (61). „Laß mal", antwortet der Belgier, „das heben wir uns fürs Finale auf." Dort aber läuft ein anderer Weltrekord: Lasse Viren!



Olympisches 10 000-m-Rennen von Melbourne '56. Gordon Pirie sonnt sich noch im Windschatten des „Tempomachers ohne Finish", Wladimir Kuz. Dann wird er mit einer dreiviertel Runde Rückstand nur Achter und antwortete auf die Frage nach dem Warum: „Kuz' lähmende Zwischenspurts haben mich zum Stehen gebracht."

rekord angriff. Bevor der dienstbare Geist Koskei aus dem Rennen verschwand, stellte er den smarten Briten auf die Startrampe zum 3:32,03-min-Weltrekord.

Das Professionellere

Als Coe zwei Jahre später in Stockholm bei einem neuerlichen 1500-m-Weltrekordversuch scheiterte, schrieb die Londoner „Daily Times", der Brite sei nun „zu einer anderen Haltung gegenüber Rekordläufen" gekommen. Er habe „eingesehen, daß er sich bei ähnlichen Versuchen künftig mit zwei, drei Athleten zusammentun muß, wie das heute gang und gäbe ist." Die Zeitung zitierte auch, was Coe selbst dazu sagte: „Wahrscheinlich muß ich meine Rennen professioneller vorbereiten. Ich fühle, daß die Leute kommen, um Rekorde zu sehen, also werde ich meine Pläne von nun an sorgfältiger darauf ausrichten."
Das tat Coe mit Nachdruck und scharte fortan *Hasen* aus vieler Herren Länder um sich – zeitgefühllose, wie den allzu forschen Robinson, „anschmiegsame", wie King und Harrison, die ihn beim 1000-m-Weltrekord (2:12,18) in Schlepp genommen hatten. Sein von ihm ungeliebter Gegenspieler Steve Ovett legte sich nach großem Reinfall sogar einen *Privathasen* namens Robert Benn zu. Dieser sollte die Tragikomödie von Oslo vergessen machen, als sich Ovett bei einem vom Veranstalter laut hinausposaunten und mit 50 000 Mark bilanzierten Weltrekordversuch, o Graus, von seinem *Hasen* Tom Byers hatte schlagen lassen. Aber Benn war auch nicht das Gelbe vom Ei. Sein eindrücklichster Fehlschlag: Er konnte einen Ovettschen Weltrekordversuch, dessen Startverschiebung auf 23.15 Uhr sich die USA-Fernsehgesellschaft abc 75 000 Dollar kosten ließ, nicht zum Erfolg führen.
Als das alles auszuwuchern begann, warnte die internationale Föderation davor, bei Weltrekordversuchen illegale Schrittmacher zu benutzen. Wörtlich formulierte sie: „Schrittmacher, die das Rennen nicht beenden, wurden seit jeher nicht akzeptiert, und die IAAF sieht keinen Grund, diese Regel zu ändern." Bei solcher Ermahnung konnte sich der Weltverband darauf berufen, daß es laut Reglement „keinem Wettkämpfer gestattet ist, während des Wettkampfes irgendwelche Hilfe anzunehmen", Schrittmacherdienste eingeschlossen. Überdies hätten sich alle Veranstalter „jeder Erklärung oder jedes Hinweises im Programm oder einer anderen Veröffentlichung, daß bei einem Wettbewerb ein Weltrekordversuch unternommen wird, zu enthalten". Wie oft, und durch die Kommerzialisierung des Sports noch mit Nachdruck, haben Weltrekordler und ihre *Hasen* gegen dieses Gesetz gesündigt.
Nun ist es allemal schwierig, beim heutigen Standard der (ausschließlich mit *Hasen* produzierten) Weltrekorde diese ohne Tempomacher erneut zu verbessern – obzwar Coe sagt, es müsse doch zu machen sein, mit zweimal weniger als 50 Sekunden pro Runde den 800-m-Rekord unter die 1:40-min-Grenze zu drücken. Dagegen war es immer leicht, sich an Paragraphen so vorbeizumogeln, daß es einem Kampfrichter kaum in den Sinn kam, einem Weltrekord wegen Regelverstoßes die Anerkennung zu verweigern. Wer konnte einem *Hasen* schon ins Herz gucken, wenn dieser sein frühzeitiges Ausscheiden damit begründete, die Puste sei ihm ausgegangen, er habe Krämpfe gehabt oder Seitenstechen oder eine Sehnenzerrung...
So erwies sich die Regel wie ein Stück nasse Seife in der Hand: Die IAAF gab den *Hasen* grünes Licht und hat nun auch nichts mehr dagegen, wenn sie vorzeitig die Bahn verlassen. Nur überrunden lassen dürfen sie sich nicht.

Der Abstieg

Beim „heute üblichen Tingeltangel mit Weltrekordankündigungen" (Sport/Schweiz) und Weltrekordversuchen galt nämlich der Kenianer Henry Rono als ein großer Erfinder. Er war ein Bahnbrecher, ein Laufgenie, hielt die Weltrekorde über 3000, 5000 und 10 000 m sowie im 3000-m-Hindernislauf auf einmal. Zwei davon stehen immer noch, auch der über 3000 m – trotz Aouita! Aber Rono, in die USA gelockt und dort in falsche Hände geraten, führte auch Hasenjagden ein, wie sie vorher noch niemand kannte.
Als er in Knarvik seinen 13:06,20-min-Weltrekord über 5000 m lief, hatte er nur Statisten zur Seite. Einzig sein Landsmann Koskei wurde von ihm nicht überrundet, was vermuten ließ, daß er im Alleingang ein Rennen gegen die Uhr bestritt. So war es aber nicht. In die vorgefertigte taktische Struktur des Weltrekordversuchs wurde eine Variante eingebracht, die drei Sorten von *Hasen* vorsah. James Espile brachte das Rennen auf Touren. Er wurde abgelöst von dem fuchsschlauen Langstreckler Ian Stewart, der dafür sorgte, daß Rono schon zur Hälfte der Distanz unterm Zeitplan lag. Und am Schluß tauchte plötzlich Steve Cram auf. Nach zwei Überrundungen durch Rono spannte er sich 800 m vorm Ziel vor den Kenianer und bugsierte den Star des Abends in die Schlußrunde, die mit 56 s auch passabel ausfiel. Aufgemerkt: Cram, der Weltrekordläufer von heute! So was wie Knarvik, aber eben nur so was, ist jetzt nicht mehr gestattet.
Rono hat einmal gesagt, nicht er, sondern andere würden bestimmen, wann und unter welchen Bedingungen er zu laufen habe. Bei einem öffentlichen Interview, das er sich mit 500 Dollar honorieren ließ, stand er auf und ging, als man ihn fragte, wie er sich als „höchstbezahlter Leichtathlet der Welt" fühle. In kleinerem Kreis dann bekannte er: „Kenia braucht Sieger. Wer siegt, kann alles haben." Er bekam alles und nahm alles.
Und dann schlug die Stunde, da er den Veranstaltern „wegen Übergewichts als Folge seiner Vorliebe für Pizza und Bier" nicht einmal mehr das Startgeld wert war. Bei einem 10 000-m-Lauf in Oslo wurde der plötzlich verwundbare Heros zum *Hasen* und „Aussteiger" degradiert. Als „dickster Langstreckler der Welt verspottet", wie sich der Züricher „Sport" ausdrückte, diente er den falschen Fuffzigern in seiner Umgebung, die ihr gewinnbringendstes Pferd jetzt behandelten wie eine Schindmähre, nur noch als Staffage.
Jüngst wegen Scheckbetrugs verhaftet, gegen Kaution freigelassen und zur Alkoholentziehungskur verschickt, hat Rono sein Vorhaben in die Sterne geschrieben, mit einem nochmaligen läuferischen Gewaltakt den Kuckuck zu vertreiben, der über seinem in den fetten Jahren gegründeten Taxiunternehmen kreist.

Die Erinnerungen

Den lange vor Boit und Coe, Ovett und Rono, Cram und Aouita gekrönten Häuptern des Mittel- und Langstrekkenlaufs sind zweibeinige Hasen nie vor die Füße gekommen. Der neunzehnmalige Weltrekordler Paavo Nurmi lief mit der Stoppuhr in der Hand. Die „Lokomotive" Emil Zatopek bereitete seine achtzehn Weltrekorde vor, indem er in Stiefeln trainierte, weil es ihm die Laufschuhe zu leicht machten. Von den nicht zu parierenden Zwischenspurts des Tempoläufers Wladimir Kuz aus den Angeln gehoben, konnte Englands finishgewaltiges Idol Gordon Pirie im Ziel nur noch sagen: „Jetzt sind meine Knie aus Gummi." Der siebzehnfache Weltrekordler Ron Clarke bekannte einmal: „Erst wenn ich vor Müdigkeit nach Hause k r i e c h e , bin ich zufrieden mit mir – sonst könnten die Leute womöglich sagen, der Letztplazierte des Rennens hätte mehr gekämpft als ich, der Sieger." Nach einem 5000-m-Weltrekord verriet Emiel Puttemans: „Bevor ich ins Stadion ging, habe ich zweieinhalb Stunden meinen Garten umgegraben. Was glauben Sie, wie das die Muskeln lockert!"
Oder unser Jürgen Haase, einer der großen Mimen des 10 000-m-Laufs von Helsinki '71 – dem bis zum heutigen Tag, in der Erinnerung unauslöschlich, der Glorienschein eines improvisierten Dramas auf der Aschenbahn gebührt: „Es war unwahrscheinlich, daß bei solch einer Rupperei und nach einem so ungewöhnlichen Rennverlauf noch diese Zeiten herauskamen, die wir im Grunde doch allesamt gelaufen sind – alle dreiunddreißig durchgekommenen Läufer, darunter elf mit neuem Landesrekord! Vielleicht kann die unbarmherzige Härte dieser knappen halben Stunde und den urgewaltigen Massenspurt nur ermessen, wer in diesem Feld stand und kämpfte."
Waren das noch Zeiten...

Fotos: Werner Schulze, ADN-Zentralbild, Archiv (3)

Aus Vernunft vernünftig

Der Fall Grün

FOLGE 2

Glauben Sie, daß Ihr Schreiben irgend etwas ändert? frage ich. – Ich bin ein Teil der menschlichen Vernunft oder der vernünftigen Menschlichkeit, antwortet er. Sie ändert… Aus Vernunft moralisch oder aus Moral vernünftig, frage ich. – Aus Vernunft vernünftig, sagt er

Jurij Brězan: Krabat oder die Verwandlung der Welt

Neville Chamberlain, Englands Premierminister, entschied sich für die „Beschwichtigung" des Aggressors und verriet die Tschechoslowakei. Während er ein wertloses „Friedenspapier" schwenkte, marschierte die Wehrmacht „mit klingendem Spiel" in die Provinzen der ČSR ein, die sich das deutsche Reich 1938 mit Hilfe Englands und Frankreichs einverleibte.

Frieden, der auf Abrüstung beruht, darf kein schöner Traum bleiben, soll die Menschheit überleben. Dazu ist ein Bündnis nötig, das nur eine Bedingung kennt: alle Gegensätze und Widersprüche mit friedlichen Mitteln auszutragen. Dieses Bündnis existiert bereits, und es steht jedem offen, er glaube an Gott oder nicht, er bekenne sich zu dieser oder jener Weltanschauung. Das Bemühen um eine solche Koalition der Vernunft prägt die Außenpolitik der DDR. Kommunisten ist der Grundgedanke derartiger Bündnispolitik seit langem vertraut. Bereits in den zwanziger und dreißiger Jahren haben sie zum Widerstand gegen faschistische Aggression, den drohenden zweiten Weltkrieg und zum Bündnis mit allen aufgerufen, die bereit waren, Vernunft über Egoismus und Vorurteile zu stellen. FREIE WELT schildert in loser Folge vergleichbare Beispiele aus den Jahren zwischen den beiden Kriegen und danach.

Eine Dokumentation von Jürgen Jessel

Zu Weihnachten 1937 herrschte Friede auf Erden, wenigstens, von Spanien abgesehen, auf der europäischen. Aber wer nicht blind war, sah das Unheil kommen. Eduard Beneš, Präsident der Tschechoslowakischen Republik, prophezeite: „Nach Österreich kommen wir an die Reihe…" Da war Österreich noch gar nicht an der Reihe, und Beneš fragte Frankreichs Außenminister Delbos, der ihn besuchte: „Was beabsichtigt Frankreich in diesem Zusammenhang zu unternehmen?" Eigentlich erübrigte sich die Frage. Frankreich war in diesem Zusammenhang durch Vertrag verpflichtet, der ČSR Beistand zu leisten. Aber Delbos erwiderte: „Sie müssen Hitler jeden Vorwand für einen Angriff nehmen." Das stand nicht in Beneš' Macht.

Mord eingeplant

Schon ein halbes Jahr vor dem Gespräch zwischen Beneš und Delbos, im Juni 1937, gab der Oberbefehlshaber der deutschen Wehrmacht „Weisung für die einheitliche Kriegsvorbereitung", und da war auch an die Tschechoslowakei gedacht. Im Fall „Grün" oblag der Wehrmacht die Aufgabe, „in einem planmäßig im Frieden vorbereiteten strategischen Überfall" die ČSR „in kurzer Zeit zum Erliegen" zu bringen.

Für einen Überfall brauchte selbst Hitler einen Vorwand. Also beriet er mit seinem General Keitel über die „Grundlagen der Studie ‚Grün'" (Dokument 388-PS im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß). Wie kann man einen „Überfall aus heiterem Himmel" begründen? Hitler und Keitel kamen auf zwei Ideen. Erstens: „Handeln nach einer Zeit diplomatischer Auseinandersetzungen, die sich allmählich zuspitzen…" Etwa so verfuhren sie später. Zweitens: „Blitzartiges Handeln auf Grund eines Zwischenfalls (z. B. Ermordung des dtsch. Gesandten im Anschluß an eine deutschfdl. Demonstration)" So werden, falls es anders nicht geht, Kriege gemacht. Kein Zweifel, daß Hitlers Handlanger notfalls auch die „deutschfdl. Demonstration" inszeniert hätten.
Und das sollte Beneš verhindern? Dagegen gab es nur ein Mittel.

Morgen kann es zu spät sein

Als Österreich tatsächlich „an der Reihe" war, sprach Maxim Litwinow, Volkskommissar der UdSSR für Auswärtige Angelegenheiten, von einem „Gewaltakt im Herzen Europas", der „alle europäischen Staaten und nicht nur die europäischen" gefährde. Was tun? Delbos wollte Hitler die Vorwände nehmen. Litwinow schlug vor, Hitler entgegenzutreten. Im Bewußtsein ihrer Verantwortung für den Frieden sei die Sowjetregierung, so Litwinow, „nach wie vor zur Teilnahme an kollektiven Aktionen bereit…, die gemeinsam mit ihr beschlossen werden und die das Ziel haben würden, der weiteren Entwicklung der Aggression Einhalt zu tun und die verstärkte Gefahr eines neuen Weltgemetzels zu beseitigen… Morgen kann es schon zu spät sein, aber heute ist die Zeit dafür noch nicht verpaßt, wenn alle Staaten, besonders die Großmächte, im Problem der kollektiven Rettung des Friedens eine feste unzweideutige Haltung einnehmen werden."
Dazu war, genau betrachtet, nicht mehr nötig, als Vernunft und Courage zu beweisen und sich an geschlossene Verträge zu halten. Beistand gegen den unprovozierten Angriff eines europäischen Staates hatten sich Frankreich und die UdSSR in ihrem Pakt vom Mai 1935 zugesichert. Da beide ähnliche Verträge auch mit der ČSR schlossen, existierte faktisch ein Dreierpakt. In kluger Voraussicht, die sich bald bewährte, machte die Sowjetunion ihre Verpflichtung, der ČSR Beistand zu leisten, von der gleichzeitigen französischen Hilfsbereitschaft abhängig. Nur kollektive Aktion garantierte kollektive Sicherheit. Im anderen Fall wäre die Sowjetunion unter Umständen – der Ablauf der Ereignisse beweist es –, isoliert und allein gelassen, in einen Krieg mit Deutschland verwickelt worden. Was hätten England und Frankreich dann getan? Was Polen? Was andere Staaten Mittel- und Südeuropas? Überall wucherte Antisowjetismus, und viele Politiker hielten es für die ideale Lösung, daß Hitler ihnen die Arbeit abnahm und die Revolution rückgängig machte. Tatsächlich fuhren Frankreichs Ministerpräsident Daladier und der englische Premierminister Chamberlain im Herbst 1938 nach München und handelten mit Hitler und Mussolini ein Abkommen aus, das dem Raub tschechischer Gebiete einen Schein von Legalität gab.
Die Sowjetregierung dagegen stand bis zur letzten Stunde zu ihrem Wort, das sie der Tschechoslowakei gegeben hatte. Noch eine Woche, bevor England und Frankreich die ČSR an Hitler auslieferten, wies das Außenministerium der UdSSR seinen Botschafter in Prag an: „Auf Beneš' Frage, ob

die UdSSR der Tschechoslowakei vertragsgemäß sofortige und wirksame Hilfe leisten wird, wenn Frankreich ihr die Treue wahren und ihr gleichfalls zu Hilfe kommen wird, können Sie im Namen der Regierung der Sowjetunion eine zustimmende Antwort geben."

Der Premierminister gähnte

Als es noch nicht zu spät war, zog Frankreichs Außenminister in der Kabinettssitzung am 12. September 1938 einen Bericht des Generals Gamelin über den Zustand der französischen Armee aus seiner Aktentasche. Bonnet gab das Papier nicht aus der Hand. Er zitierte alle Passagen, die von Mängeln sprachen, und unterschlug alle positiven Einschätzungen, so auch diese: „Doch die Tschechoslowakei darf nicht im Stich gelassen werden. Ist der Krieg nicht zu vermeiden, so wird Frankreich erneut siegreich sein." Am Abend desselben Tages teilte Ministerpräsident Daladier dem englischen Botschafter mit, Frankreich sei außerstande, seine Bündnispflicht gegenüber Prag zu erfüllen. Das hörte man in London nicht ungern.

Englands Premier Chamberlain hatte Daladier bereits im Frühjahr erklärt, falls Deutschland die Vernichtung der ČSR im Auge habe, so sehe er, „um ganz offen zu reden, keinen Weg, wie es daran gehindert werden könnte..." Kein Wunder, daß der deutsche Botschafter in London wohlwollende Berichte nach Berlin schickte. Im Gespräch mit Hitler rühmte Botschafter Henderson seinen Premierminister, der „rücksichtslos internationale Phrasen wie kollektive Sicherheit und dergleichen demaskiert" habe.

Hitler verstand den Wink und holte den Fall „Grün" aus dem Panzerschrank. Statt Beistand schickten die Westmächte ihrem tschechischen Bundesgenossen ein Blatt Papier mit der dürren Mitteilung, daß die von Hitler geforderten Gebiete „nicht länger in den Grenzen des Tschechoslowakischen Staates verbleiben können" und „sofort an das Reich abgetreten werden" müssen. Als sich die ČSR weigerte, drohte Englands Botschafter Newton der Prager Regierung, daß England „aufhören wird, sich für ihr Schicksal zu interessieren".

Nach München wurde die ČSR offiziell nicht eingeladen. Ihre anwesenden Diplomaten wurden von den Deutschen wie überführte Verbrecher, von den Westmächten wie Angeklagte behandelt. Und sie wurden verurteilt, ohne daß man sie gehört hatte. Als alles vorbei war, ließ Chamberlain sie holen und ihnen das Abkommen vorlesen, das die Amputation der ČSR besiegelte. „Chamberlain", notierte der tschechische Protokollführer, „gähnte ununterbrochen und ohne jedes Anzeichen von Verlegenheit."

Der Appetit der Wölfe

Als die Krise ihren Höhepunkt erreicht hatte, ließ der englische Botschafter Newton in Begleitung seines französischen Kollegen Delacroix Präsident Beneš um zwei Uhr nachts aus dem Bett holen, um ihm die Pistole auf die Brust zu setzen: „Wenn die Tschechen sich mit den Russen einlassen, kann der Krieg zu einem Kreuzzug gegen die Bolschewiki werden. Dann wird es den Regierungen Englands und Frankreichs sehr schwerfallen, beiseite zu stehen." Im Klartext: Die Möglichkeit eines Krieges gegen Hitler zum Schutz der Tschechoslowakei hielt Chamberlain für untragbar, in einem „Kreuzzug" des faschistischen Deutschland gegen die Sowjetunion und die ČSR glaubte er nicht abseits stehen zu dürfen.

General Faucher, Chef einer französischen Militärmission in der ČSR, hatte mit dankenswerter Offenheit verkündet: „Wir wollen nicht gegen Hitler marschieren, wenn die Bolschewiki unsere Verbündeten sind." Chamberlain hielt es für denkbar, mit Hitler gegen die UdSSR zu marschieren.

Schon 1937 hatte Englands Premier seinen Vertrauensmann Lord Halifax, den er später zu seinem Außenminister machte, zu Hitler geschickt, um dessen Aggressionswut in die gewünschte Richtung zu lenken. Laut Gesprächsprotokoll beteuerte Halifax, er selbst und andere Mitglieder der englischen Regierung seien „davon durchdrungen, daß der Führer nicht nur in Deutschland selbst Großes geleistet habe, sondern daß er auch durch die Vernichtung des Kommunismus im eigenen Land diesem den Weg nach Westeuropa versperrt habe und daß daher mit Recht Deutschland als Bollwerk des Westens gegen den Bolschewismus angesehen werden könne." Es kam aber noch besser.

„Englischerseits", sagte der Lord, „glaube man nicht, daß der Status quo unter allen Umständen aufrechterhalten werden müsse." Man erkenne an, daß eine „Änderung bestehender Zustände ins Auge gefaßt werden müßte". Damit keine Mißverständnisse entstehen konnten, präzisierte Halifax die „Änderungen der europäischen Ordnung..., die wahrscheinlich früher oder später eintreten würden. Zu diesen Fragen gehöre Danzig und Österreich und die Tschechoslowakei."

Churchill warnte schon damals, man könne den Frieden nicht retten, „indem man den Wölfen ein kleines Land zum Fraße hinwirft". Dazu war Chamberlain schon 1937 bereit. Und der Appetit der Wölfe wuchs.

Als Chamberlain, aus München kommend, in London landete, wedelte er mit einem Stück Papier, auf dem Hitlers Unterschrift unter einer nichtssagenden Erklärung stand, und rief: Frieden für unsere Zeit. Churchill sah die Dinge nüchtern: „England hatte die Wahl zwischen Krieg und Schande. Seine Minister haben die Schande gewählt, um dann auch den Krieg zu erhalten."

War dieser Krieg vermeidbar? War der Faschismus aufzuhalten? In einem „ganz geheimen" Bericht des deutschen Außenministeriums vom August 1938, also vor München, heißt es: „Daß nach Liquidation der tschechischen Frage Polen an der Reihe ist, wird allgemein vermutet werden." Die deutsche Politik müsse aber vorsichtig lavieren, sonst könne sie leicht „den Widerstand der Entente" – also Englands und Frankreichs – „früher und energischer auf den Plan rufen, als unsere Kräfte es ertragen". Mit anderen Worten, man hielt sich noch nicht für allmächtig in Berlin. Man fürchtete rechtzeitigen, kompromißlosen Widerstand, politischen Widerstand wohlgemerkt, vom militärischen ganz zu schweigen. Churchill wußte, was machbar war: „Wenn Großbritannien, Frankreich und Rußland gemeinschaftlich eine Note an Hitler richten und ihm zu verstehen geben, daß der Überfall auf die Tschechoslowakei unverzüglich ihr gemeinschaftliches Einschreiten nach sich ziehen wird; wenn gleichzeitig auch Roosevelt erklärt, daß diese Note die moralische Unterstützung der USA genießt... dann kann man noch hoffen..., daß die zivilisierte Welt nicht in eine Katastrophe gestürzt wird."

Das war es, was der sowjetische Volkskommissar Litwinow vorgeschlagen hatte. Das war das einzige Mittel, den drohenden Krieg zu verhindern: eine Koalition, die, jenseits aller Gegensätze und Widersprüche, auf Vernunft und Entschlossenheit baute.

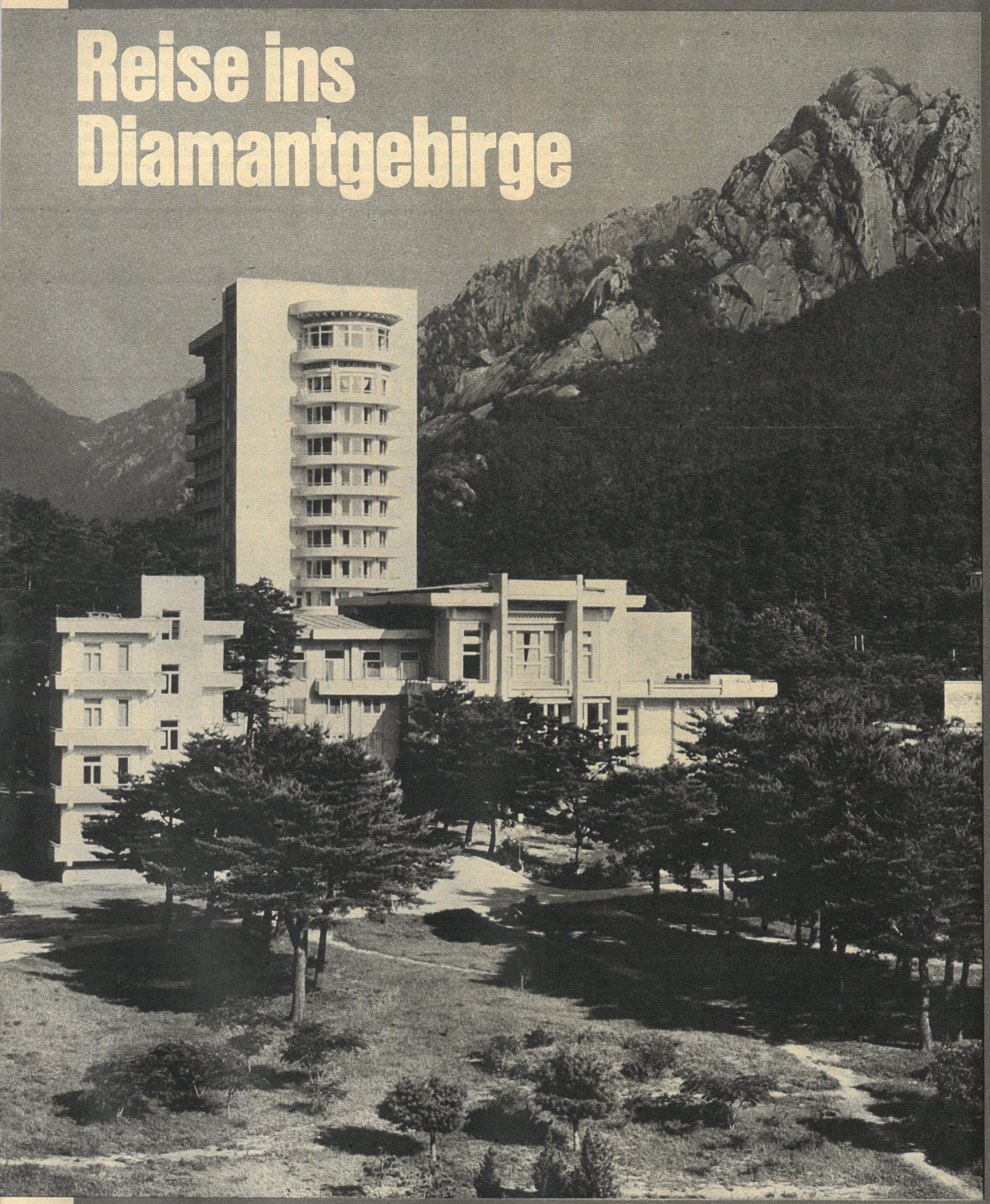
Lesen Sie demnächst:

Der Sieg der Vernunft

Fotos: Archiv

Maxim Litwinow, Volkskommissar der UdSSR für Auswärtige Angelegenheiten, verteidigte die ČSR und den Frieden mit der realistischen Politik kollektiver Sicherheit. Als sich die Westmächte dieser einzigen Chance, den Frieden zu retten, verweigerten, wurden Tausende Tschechen aus ihren Heimatgebieten, durch das „Münchener Abkommen" von der ČSR losgerissen, vertrieben.

Reise ins Diamantgebirge



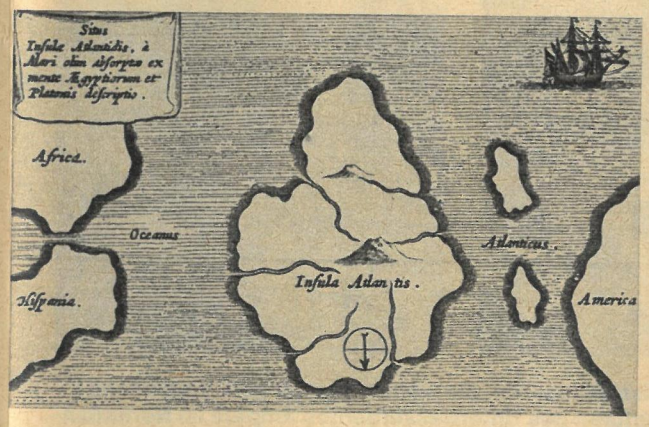
Seit alten Zeiten gibt es im Land der Morgenfrische ein Sprichwort: „Wenn man das Kymgangsan nicht gesehen hat, kann man auch nicht über Naturschönheiten reden." Auf jeden Fall versucht jeder Koreaner, wenigstens einmal im Leben das sagenumwobene Diamantgebirge, wie Kymgangsan im Deutschen heißt, zu besuchen: schroffe Felsen und kristallklare Bergflüsse, stille Seen und tosende Wasserfälle sowie eine reiche Pflanzen- und Tierwelt. Ausländische Gäste – seien es nun Touristen oder Dienstreisende – machen meist auch einen Abstecher an die Küste das Japanischen Meeres nach Wonsan, dem Tor zum Kymgangsan, wie die Industrie- und Hafenstadt auch genannt wird. Von da an sind es genau noch 104 Kilometer in südliche Richtung. Man fährt an der Küste entlang – ein faszinierender Anblick: auf der einen Seite die Wellen des blauen Meeres, auf der anderen das steil aufragende Felsengebirge. An den Straßenrändern blühen von Mai bis spät in den Herbst Cosmea, die übrigens im Koreanischen „Cosmos" heißen. Bald schon sind wir mittendrin im Gebirge. Die kurvenreiche Strecke verlangt die volle Konzentration des Fahrers. Das Hotel von Ondschongri ist unser Ziel, von da aus werden dann die Wandertouren unternommen. In den vergangenen Jahren sind in dieser Bergregion zahlreiche Hotels und Ferienheime entstanden, so daß sich der Wunsch der Koreaner nach einem Besuch dieses Gebirges nun leichter erfüllen läßt als früher. Das Kymgangsan ist zu allen Jahreszeiten reizvoll. Besonders im Frühling macht es seinem Namen

alle Ehre, weil dann die nackten Felsen wie Edelsteine in der Sonne glitzern. Und die Koreaner haben ihrem Lieblingsgebirge auch tatsächlich für alle Jahreszeiten spezielle Bezeichnungen gegeben: Im Sommer beispielsweise, wenn alles grünt und blüht, heißt es Elfengebirge, und im Herbst, wenn glutrote Blätter die Farbpalette bestimmen, nennt man es Ahorngebirge. Der eigentliche Name jedoch rührt nicht von Diamantvorkommen her, sondern charakterisiert die Schönheit dieser Berge. Rund 12 000 Gipfel gibt es hier, deren höchster – der Pirobong – 1638 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Viele Legenden erzählen von schönen Feen, klugen Jägern und von neun Drachen, die den Schatz Kymgangsan in alten Zeiten verteidigten, als Eindringlinge, die übers Meer gekommen waren, ihn rauben wollten. Die Drachen besiegten die Fremden und zogen sich dann beruhigt an ihren Platz im Gebirge zurück, an einen riesigen Wasserfall. Die Drachen sind Legende, aber jeder Besucher des Diamantgebirges macht einen Ausflug zum Kurjongjon, dem „Neundrachenwasserfall", der 70 Meter in die Tiefe stürzt und einen 13 Meter tiefen See ins Gestein gegraben hat. Über diesen Wasserfall hat einst ein berühmter koreanischer Gelehrter gesagt, daß er so „herrlich wie Millionen herabfallender Perlen" sei. Im Diamantgebirge wird man aber auch daran erinnert, daß hier einst erbitterte Kämpfe gegen die amerikanischen Aggressoren (1950 bis 1953) tobten. Die Straße, auf der wir durch die Berge gefahren sind, heißt „Heldenpaß". Sie wurde 1951 in nur 60 Tagen gebaut und diente dem Munitionstransport an die Front.

Anne-Katrein Becker (Text)
Hans-Peter Gaul (Fotos)

2000 JAHRE:

AUF DER SUCHE NACH



Wissenschaftler und Abenteurer – unzählige schon – zogen aus, das sagenumwobene Atlantis zu suchen. Der antike Philosoph Platon entwirft das kraftvolle Bild einer riesigen blühenden Insel, die der Ozean bei einem verheerenden Erdbeben verschlungen haben soll. Gibt es hier Brücken zur legendären Sintflut, wie sie der berühmte französische Illustrator Gustave Doré (ganz links) gezeichnet hat? Wo ist Atlantis versunken? Im Atlantik, im Gebiet der Azoren, auf das eine historische Karte aus dem 17. Jahrhundert (links) verweist? In diese Gegend machte sich das sowjetische Forschungsschiff „Witjas" auf den Weg, um mit dem Tauchboot „Argus" (unten) rätselhafte Spuren zu untersuchen. Nach Platon standen seine Bewohner an der Wiege der Zivilisation. Grund genug, nun schon über zwei Jahrtausende lang nach ihnen zu forschen.

Ein Beitrag von Utz Hoffmann

ATLANTIS

Nur langsam gewinnt die kleine Glocke an Tiefe. Durch die Stahltrosse fest mit dem Schiff verbunden, übertragen sich bei einem Sturm der Stärke sieben seine schlingernden Bewegungen auf den Tauchapparat. Gespannt blicken die drei Aquanauten nach unten. Da endlich ist er, der Berg „Ampère", nur etwa 70 Meter unter dem Meeresspiegel, 270 Kilometer vor der Küste Portugals.

Im Jahre 1979 hatten Unterwasseraufnahmen dieser Region von Wissenschaftlern des Moskauer Instituts für Ozeanologie weltweites Aufsehen erregt. Auf den Fotos waren deutlich vertikale Kämme zu sehen, die den Mauern einer alten Stadt ähnelten. Die von der Natur gar nicht geliebten rechten Winkel der „Mauersteine" verstärkten diesen Eindruck. Schlagzeilen wie: „Die Russen haben Atlantis gefunden" gingen durch die Presse der westlichen Welt.

Nun, wir schreiben das Jahr 1982, sollen die Taucher vor Ort das Geheimnis lüften. Die Operation ist äußerst gefährlich. Die Glocke schwingt, und Felsvorsprünge markieren erste Kratzer auf ihrer Außenhaut. Und dennoch, seit Tagen schon warteten die Wissenschaftler auf besseres Wetter. Nun sind sie das Risiko eingegangen. Schließlich soll doch die Jungfernfahrt des sowjetischen Forschungsschiffes „Witjas" ein Erfolg werden. Nikolai Rissenkow, der Leiter der kleinen Expedition, betritt mit seiner Ausrüstung die Ausstiegsplattform der Glocke und springt bei einer günstigen Gelegenheit kurzentschlossen auf den Fels. Nur wenige Sekunden später löst sich ein großes Bleigewicht vom Tauchapparat, kracht – direkt neben ihm – auf den Felsvorsprung und schlägt ein Stück Gestein vom „Ampère" ab. Geistesgegenwärtig greift Rissenkow das „Mauerstückchen" und ist heilfroh, als er kurz danach die schützende Glocke erreicht hat.

Als die „Witjas" mit ihrem „Stück Atlantis" in Noworossisk eintrifft, belagern die Journalisten das Forschungsschiff. Ob Mauer oder nicht, läßt sich an dem Stein nicht ermitteln. Doch es ist eine Sensation, als die Wissenschaftler durch geologische und petrochemische Untersuchungen eindeutig feststellen, daß sich ein derartiger Basalt nicht unter Wasser, sondern nur beim Abkühlen von Lava an der Luft bildet. Der Berg „Ampère" war also einst eine Insel. Trug sie Atlantis? Da surren die Kameras, die Fotoapparate klicken. Schon ein Jahr später ist die „Witjas" wieder vor Ort. Bei ruhigem Wetter kommt zunächst das Tauchboot „Argus" zum Einsatz. Von allen Seiten wird „Ampère" abgelichtet. Ist es zu dunkel, so zeichnen die Wissenschaftler alle Details. Ihre Eindrücke halten sie auf Tonband fest. So gibt der Geologe und Mineraloge Dr. Gorodnizki zu Protokoll: „Die ‚Argus' ist 13 Uhr 20 Minuten in einer Tiefe von 110 Metern auf Grund gegangen. Am Südhang des ‚Ampère'-Berggipfels beträgt die Sicht etwa 50 Meter, darum können wir ohne Lampen arbeiten. Im Blickfeld sind Felsvorsprünge, die sich auf dem Grund des weißen Sandes gut abheben und rechteckige Kämme von etwa 1,5 Meter Höhe bilden. Sie erinnern entfernt an die Ruinen von Häusern. Wir heben um drei bis vier Meter vom Grund ab und legen uns auf Kurs 90 Grad den Hang hinauf. In einer Tiefe von 90 Metern zeigt sich vor uns eine vertikale Mauer, Höhe zwei Meter und Breite etwa ein Meter. Ihre Oberfläche ist mit roten Wasserpflanzen bewachsen. Auf ihrem Hintergrund sind die Spuren einer Ziegelmauerung zu erahnen, die dem Gestein sehr ähnlich ist, das sich beim Erstarren ausfließender Basalte bildet. Die Wand stößt gegen den Felsen. Es wäre gut, sich die Kontaktstelle zwischen Mauer und Felsen anzusehen! Dann wäre klar, ob hier gemauert wurde. ... Wir fahren ganz dicht an eine andere ‚Mauer' heran. Ihre Oberkante ist in regelmäßige Würfel mit etwa 15 Zentimeter Kantenlänge zergliedert. Mit großer Mühe, das U-Boot schaukelt von einer Seite auf die andere, entnimmt Bulygin mit dem Manipulator zwei Proben dieser Würfel und wirft sie in den Bunker."

Auch die Taucher können diesmal in aller Ruhe arbeiten. Doch bald schon ist auf dem Schiff die Enttäuschung groß.

Die Erkenntnis, daß das vermutete Mauerwerk ein junger Basalt ist, wie er sich beim Eindringen von Lava in Spalten bildete, stimmt alle traurig. Die anschließende Untersuchung eines benachbarten Unterwassergipfels ergibt einen ähnlichen Befund. Als die „Witjas" Ende September 1983, diesmal mit reicher wissenschaftlicher Fracht beladen, heimkehrt, nimmt sich der Empfang bescheiden aus. Kein Reporter belästigt die Forscher, denn die Spur von Atlantis ist wieder einmal erkaltet.

Bilder sowjetischer Wissenschaftler, die um die Welt gingen. Verblüffend die Ähnlichkeit der Konturen des Unterwasserberges Ampère im Nordatlantik mit den Mauern einer versunkenen Stadt.

Zwei spielende Knaben auf Atlantis? Wissenschaftler haben dieses auf der Ägäis-Insel Santorin gefundene Fresko rekonstruiert.

Platon, der Vater von Atlantis, bei einem Disput mit seinen Schülern im Garten der Akademie in Athen (nach einem späteren anonymen Holzschnitt).

Hinter den Säulen des Herakles

Viel weniger Mühe machen sich so manche westliche Medien. Atlantis ist immer wieder eine Sensation wert. Da kann die Story gar nicht verrückt genug sein. Ein Zitat: „Die Katastrophe dau-

2000 Jahre: Auf der Suche nach Atlantis

erte knapp zwei Minuten. In diesen zwei Minuten starben Millionen Menschen, wurde die Tier- und Pflanzenwelt weiter Gebiete vernichtet, das Gesicht der Erde und ihr Klima für alle Zeiten verändert. Es war der Tag, an dem Atlantis unterging, und mit dem Inselreich die erste Hochkultur, die Menschen hervorgebracht hatten. Es geschah am 6. Juni des Jahres 8498 vor Christi Geburt, 19 Uhr Ortszeit." Die Ursache dieser Katastrophe, so wird behauptet, sei ein kleiner Planet der „Adonis"-Gruppe gewesen, der in das Schwerefeld der Erde geraten war und Atlantis im Gebiet um die Azoren im Atlantik versenkte. Der Beitrag steht unter der Dachzeile: „Wissenschaftler haben errechnet." Irgendwann im Text wird dann die Identität „der Forscher" gelüftet, man kolportiert die Idee eines Ingenieurs namens Otto Muck, der nach Angaben der Zeitschrift über 2000 Patente besitzen soll. Jedenfalls Phantasie hat der Mann! Nur leider fehlt es an stichhaltigen Beweisen.

Wo aber lag Atlantis? Wann ist es versunken? Welche Vorstellungen hatte man in der Antike von Zeit und Raum historischer Vorgänge? Würde es Platon wagen, Solon, den berühmten Reformer des Athenischen Staates, als Zeugen für seinen „Traum" von einem einstmals einigen und starken Reich zu benennen? Platon beruft sich auf seinen Großvater Kritias. Dieser habe ihm berichtet, sein Vorfahre Solon hätte die Nachricht von Atlantis auf einer Reise persönlich von einem ägyptischen Priester vernommen. Platon berichtet, daß neuntausend Jahre vor Solon, der um 600 vor unserer Zeitrechnung lebte, hinter den „Säulen des Herakles im Äußeren Meer" eine riesige Insel existiert habe. Ein reiches Eiland mit hochentwickelter Kultur und Technik, Tempeln und Schlössern, verkleidet mit Gold und Silber. Die Atlanter hatten eine starke Armee und eine bedeutende Flotte. Als sie aber versuchten, „mit einem Schlag alle Länder diesseits der Meeresstraße (Gibraltar?) in die Sklaverei zu stürzen", trotzte ihnen Athen, das im Krieg den Sieg errang. Dann aber, so Platon, versank Atlantis „im Schlund des Meeres". Doch auch das tapfere athenische Heer wurde „von der sich auftuenden Erde verschlungen".

Heute, wie auch schon in der Antike, fehlt es nicht an Zweiflern an diesem Bericht. Der erste, der Atlantis als Phantasieprodukt abtat, war der altgriechische Geograph Strabon. Noch lange nach Platon (427–347 v. u. Z.) erörterte man das Für und Wider, dann im Mittelalter geriet Atlantis in Vergessenheit. Erst nach der Entdeckung Amerikas erinnerte man sich der rätselhaften Insel im Atlantik.

Daß der Zeitpunkt für die Existenz von Atlantis, den Platon angibt, nicht stimmen kann, darüber sind sich die Kontrahenten allgemein einig. Vor 11 500 Jahren lebte die Menschheit noch in der Urgesellschaft. Erste namentlich überlieferte Völker sind seit dem 2. Jahrtausend v. u. Z. auf dem griechischen Festland anzutreffen. Selbst wenn man annimmt, Atlantis sei spurlos im Atlantik versunken, so müßten sich doch in dem von Platon beschriebenen Herrschaftsraum zwischen Europa und Nordafrika ihre oder ihrer Gegner Spuren finden lassen. Die Forschung geht heute davon aus, daß sich Platon oder ein anderer in der langen Kette der Überlieferung um eine Null geirrt hat. Dann nämlich, 900 Jahre vor Solon, also 1500 v. u. Z., bekäme manches einen Sinn. Atlantis könnte eine blühende Zivilisation des Bronzezeitalters gewesen sein.

Nach Platons Darstellung lag Atlantis „jenseits der Säulen des Herakles" (vermutlich Gibraltar) und war beinahe so groß wie Australien. Obwohl viele Wissenschaftler deshalb Atlantis im Atlantik suchten, ist aber gerade dies die unwahrscheinlichste Lösung. Umfangreiche Tiefseeforschungen brachten den Beweis, daß in dieser Region in den letzten 50 000 Jahren keine größeren Veränderungen stattgefunden hatten. Daran ändern auch kleine ehemalige Inseln, wie der Berg „Ampère", nichts. Vielleicht war Platon selbst davon überzeugt, daß Atlantis im Atlantik versunken sei? Denn man muß die vielen Fehlinterpretationsmöglichkeiten und die schlechten geographischen Kenntnisse dieser Zeit berücksichtigen. Kein Mensch weiß heute, wo zum Beispiel für die Ägypter, aus deren Wissensquellen ja Solon geschöpft hat, die Säulen des Herakles lagen.

Große Entdeckung – neue Rätsel

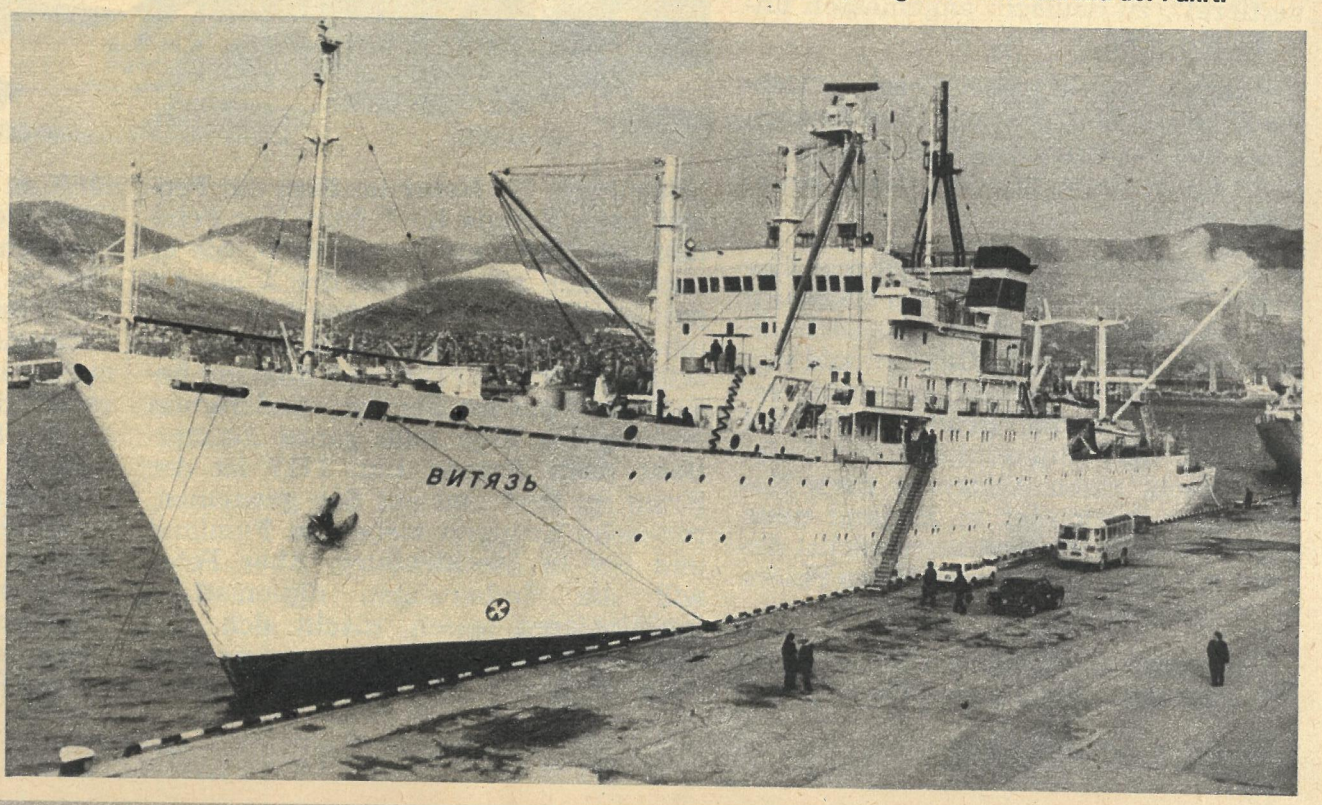
Im Jahre 1972 machte der griechische Wissenschaftler Spiridon Marinatos auf der Insel Santorin in der Ägäis sensationelle Funde. Er entdeckte eine durch den Vulkan Santorin verschüttete Stadt. Die Radiokohlenstoffanalyse ergab, daß sie mit ihren zum Teil mehrstöckigen Häusern um 1500 v. u. Z. bei einem Vulkanausbruch unter einer 40 Meter dicken Ascheschicht begraben wurde. Die Bauweise, zahlreiche guterhaltene Fresken und viele andere Funde weisen sie als eine kretisch-minoische Kultur aus. Wissenschaftler berechneten, daß die von Santorin ausgehende Flutwelle eine Höhe von über 100 Metern erreicht haben könnte und dabei viele Inseln der Ägäis, darunter auch Kreta, zerstörte. Die Sintflut?

Natürlich wurde spekuliert. Ist hier Atlantis untergegangen? Die Entdecker waren sich zunächst sicher. Doch dann kamen wieder Zweifel auf. Läge es nicht näher, auf Santorin den Ursprung des Athenischen Staates zu vermuten? Auf jeden Fall – soviel ist sicher – setzten seit dem 13. Jahrhundert v. u. Z. umfangreiche ethnische Veränderungen in Europa ein. Die noch urgesellschaftlich organisierten Stämme der Urnenfelderkultur aus dem mittleren Donaugebiet reizte der Reichtum in der altorientalischen Klassengesellschaft Mykenes. Dies war Anlaß zu expansiven Raubkriegen in Richtung griechisches Festland und Ägäis. Wohl deshalb brechen die bronzezeitlichen Kulturen in diesem Raum im 12. Jahrhundert v. u. Z. unvermittelt ab, viele Burgpaläste und befestigte Siedlungen wurden zerstört, die Friedhöfe aufgelassen. Doch in den Stämmen der Urnenfelderkultur die nach Platon hochentwickelten Atlanter zu vermuten, ist schon recht verwegen.

Über 2000 Jahre galt Platon als einzige Quelle für die Suche nach Atlantis. Neuere Forschungen aber zeigen eine verblüffende Übereinstimmung zahlreicher Fakten mit dem Bericht Homers über das Phäakenland, einem Seefahrervolk auf der Insel Scheria. Die Identität ihrer Kultur mit der von Atlantis ist ebenfalls eine interessante Hypothese.

Die Suche nach Atlantis wird sicher noch viele Generationen beschäftigen. Sie kann jedoch nur erfolgreich sein, wenn man den antiken Erfahrungshorizont berücksichtigt, alle historischen und archäologischen Quellen erschließt und dabei auch sprach- und naturwissenschaftliche Erkenntnisse berücksichtigt. Vieles spricht dafür, daß Atlantis im südeuropäischen Raum lag. Eine Kultur, die die Archäologen noch identifizieren müssen. Doch auch das Unwahrscheinliche schreckt nicht ab, so hört wohl auch die Suche zwischen Gibraltar und dem amerikanischen Kontinent nicht auf. Die Chancen, Atlantis zu finden, stehen so schlecht nicht. Auch der Archäologe Heinrich Schliemann vertraute den Berichten Homers und fand dann tatsächlich Troja.

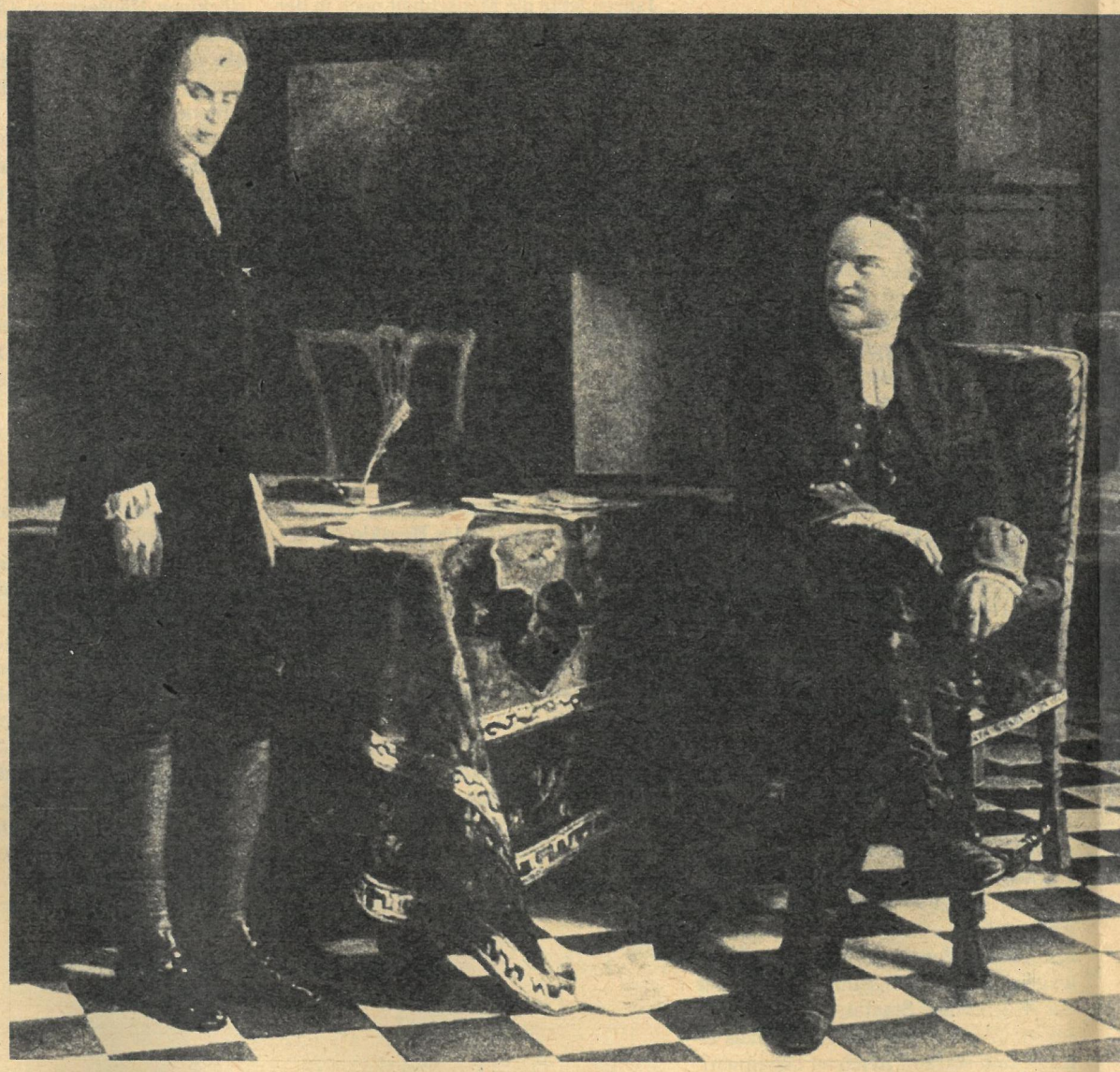
Fotos: TASS, Archiv, Karger-Decker



Die „Witjas" auf der Suche nach Atlantis. Das schon vierte sowjetische Forschungsschiff dieses Namens in einer über hundertjährigen Tradition verfügt über eine Taucherglocke und das Mini-U-Boot „Argus". Damit können die Forscher bis in Tiefen von einigen hundert Metern vorstoßen. Zwanzig Labors und ein Computer ermöglichen eine schnelle Auswertung der Funde und Messungen schon während der Fahrt.

Eine Beitragsfolge
von Jürgen Jessel 2

VÄTER UND SÖ



Dreimal nur feuern die Kanonen aus den Wällen Salut, als Rußlands Zar am 19. September 1717 nach Berlin kommt, Preußens König ist ein sparsamer Mann. Friedrich Wilhelm I., als Soldatenkönig belächelt und gefürchtet, bietet dem Gast sein eigenes Schloß als Unterkunft an. Der Zar lehnt höflich ab, er zieht es vor, im Lustschloß Monbijou zu logieren. Der große Peter wirkt ein wenig zerstreut.

Vier Tage darauf erreicht auch Zarin Katharina – nicht die Große – die Stadt, und die preußische Königin fährt, wie es die Etikette verlangt, dem Besuch „einige Distanz von der Stadt entgegen". Natürlich weiß die Königin, daß sie es mit der litauischen Bauerntochter Marta zu tun hat, die ihr hartes, aber geläufiges Deutsch als Hausmädchen beim Pastor Glück in Livland gelernt hat, bevor sie auf dem Umweg über die Betten des Generals Scheremetjew und des Fürsten Menschikow in den Armen des allerhöchsten Herrschers gelandet ist. Aber Protokoll ist Protokoll. Also sorgt Preußens Königin dafür, daß die hohe Dame „auf alle Art und Weise divertieret", zu deutsch: angemessen unterhalten wird.

Katharina hat auf dieser Reise ihr siebtes Kind zur Welt gebracht, den Knaben Paul, der nur einen Tag lebt. Aber es ist nicht dieser Sohn, der dem Zaren Kummer macht.

Kreuz und quer durch Europa reist Zar Peter. Trifft sich in Altona bei Hamburg mit dem dänischen König, besucht in Schwerin den Herzog Karl-Leopold von Mecklenburg, der mit seiner Nichte verheiratet ist, trinkt Brunnen in Bad Pyrmont und philosophiert mit Leibnitz, macht einen Abstecher nach Kopenhagen, besichtigt in Holland neue Schiffsmodelle. Unterdessen wächst daheim aus den Sümpfen der Newa Peters neue Hauptstadt.

„Hier werde eine Stadt am Meer", dichtet Puschkin ein Jahrhundert später. „Hier hatte die Natur im Sinn ein Fenster nach Europa hin." Nun, Zar Peter half der Natur ein wenig nach. Als er nach Berlin kommt, geht der Krieg gegen die Schweden, die über Generationen die Ostsee beherrscht haben, in sein achtzehntes Jahr, und Rußland besitzt nicht nur ein Fenster, sondern von Wyborg bis Riga eine ganze Fensterfront nach Europa hin. 1717 ist der Krieg im Feld und auf See gewonnen, russische Truppen stehen in Finnland und tief in Mecklenburg. Aber Peter will die Eroberungen diplomatisch sanktionieren lassen, macht sich also auf die große Reise und kommt endlich auch an Berlin nicht vorbei, Preußen zählt zu seinen Bundesgenossen. Seine Gedanken aber sind in Wien.

Preußens Hauptstadt hat in den vier Jahren, die Friedrich Wilhelm regiert, ihr Gesicht verändert. Im Lustgarten neben dem Schloß lustwandelt niemand mehr, im Lustgarten wird exerziert, wozu niemand größere Lust verspürt als der König. Freilich begnügt er sich, falls er nicht gerade prügelt, mit dem Zuschauen. Unterdessen streifen seine Rekrutenfänger, deren „Werbung" von Menschenraub nur schwer zu unterscheiden ist, durch die Stadt. Friedrich Wilhelm sitzt ein gutes Jahr auf dem Thron, und von den 65 000 Einwohnern seiner Residenz sind 17 000 geflohen,

HINE

Das alte Brandenburger Tor

ganze Kompanien von Handwerksgesellen, auf neue Schuhsohlen muß der Kunde warten.

Vom Exerzieren und vom Prügeln weiß der König alles. Von Diplomatie hat er, nach eigenem Geständnis, „nie etwas verstanden". Weiß aber doch, was sich gehört, und fährt, wie ein Zeitgenosse meldet, „mit seinem hohen Gast allenthalben herum" und „konversiert" gar mit selbigem. Friedrich Wilhelm ist guter Dinge, er hat die erste und einzige Eroberung seines Lebens in der Tasche, und sie hat ihn nichts gekostet. Stettin und die Odermündungen – die sein Großvater, der Große Kurfürst, mit Blut eroberte und in politischer Ohnmacht wieder hergeben mußte – sind ihm in den Schoß gefallen. Jetzt haben die Russen die Schweden vertrieben, und Zar Peter fragt nicht in Paris um Erlaubnis, als er das Stückchen pommerschen Landes dem Preußenkönig zur Verwaltung überläßt. Zum Friedensschluß hat es dann doch noch seinen Preis gekostet, zwei Millionen Taler, eine bittere Pille für einen König, der, kaum auf dem Thron, Tafelsilber einschmelzen ließ und den Krönungsmantel seines Vaters verkaufte.

Anderthalb Jahre ist Peter unterwegs, als er Logis nimmt im Schloß Monbijou. Wohin er kam, Böllerschüsse und Bankette. Und, seit dem Herbst 16, Klatsch und Tratsch, hämisches Getuschel hinter seinem Rücken: Der Sohn ist ihm davongelaufen... Alexej, der Thronerbe, der mißratene Schwächling, der unverbesserliche Eigenbrötler, der im Kerzenschimmer vor goldenen Ikonen meditiert und lieber zur Flasche als zum Degen greift. Wachs in den Händen aufsässiger Bojaren, die den Zaren verfluchen, weil er ihnen die altrussischen Bärte stutzt. Empfand der Vater jemals etwas für diesen Sohn aus seiner ersten Ehe, so Zorn und Verachtung. Endlich ließ er alle Hoffnung fahren. War Alexej nicht zum Herrschen geboren, sollte er unter die Mönche gehen. Aber nun war ein Wunder geschehen: Der willensschwache junge Mann ging nicht ins Kloster, nutzte vielmehr die Europareise des ungeliebten Vaters und floh mit seiner Geliebten Afrosinja, einer Leibeigenen, nach Wien. Der Kaiser gewährte ihm Asyl, wer weiß, wozu es gut sein mochte.

Der Vater reist durch Europa, spielt den lächelnden Weltmann und wartet, zitternd vor Ungeduld, auf die Kuriere mit den neuesten Nachrichten. Jagt selbst Depeschen und schließlich den Grafen Tolstoi nach Wien. Von Unruhe getrieben und des Konversierens wohl überdrüssig, verläßt Zar Peter Berlin schon nach vier Tagen und macht sich, gebührend verabschiedet, auf den Heimweg, was seinerzeit seine Zeit brauchte. Derweil geschah das nächste Wunder.

Alexej läßt sich beschwatzen, im Januar 1718 ist er wieder in Moskau. Im Juni fällt sein Kopf unter dem Beil des Henkers. Dazwischen bleibt genug Zeit, eine Verschwörung zu gestehen, unter der Folter, versteht sich. Zwar zweifelt mancher am Wert solcherart Geständnisses, kein Zeifel aber, daß die Opposition tatsächlich auf eine Gelegenheit zur Palastrevolution lauerte. Jetzt jedoch ist der Zar am Zug, und was für eine Gelegenheit, mit denen abzurechnen, die Rußland zurückzerren wollen in den Sumpf des Mittelalters.

Als der große Peter nach Berlin kam, war seine Tochter Elisabeth acht Jahre alt, auch der preußische Kronprinz Friedrich noch ein kleiner Fritz, fünf und ein halbes Jahr. Friedrich Wilhelm, der prügelnde Vater, ahnte nicht, daß ihm noch bevorstand, was dem Zaren gerade geschah: der Versuch des Thronfolgers, allen Zwängen zu entfliehen. Weil im preußischen Fall nicht des Kronprinzen, sondern nur Kattes Kopf fiel, war es der große Friedrich, der es eines Tages mit der Zarin Elisabeth zu tun bekam.

Fotos: Archiv

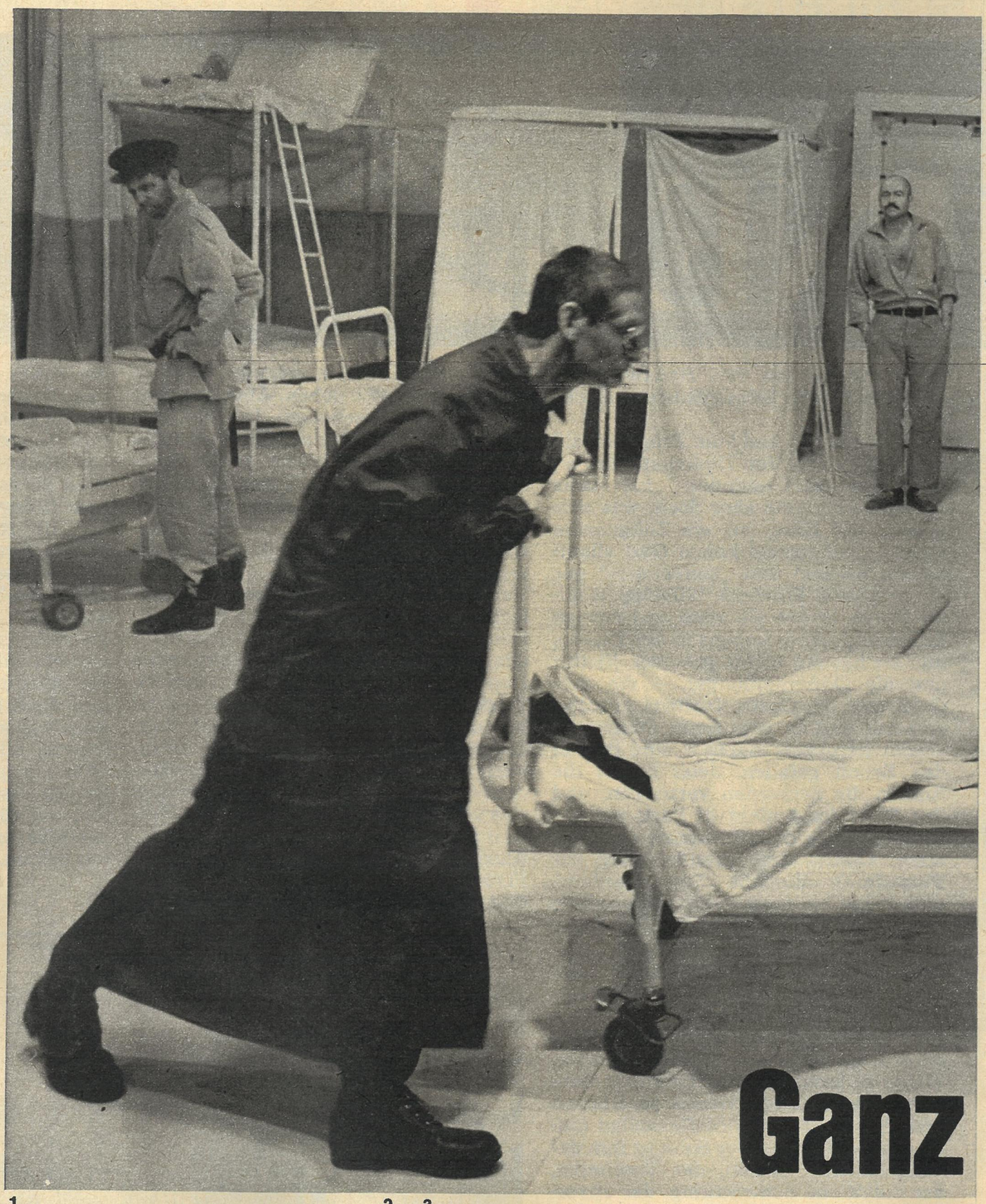
Zar Peter I. von Rußland (Bild oben, nach einem Gemälde von Nikolai Gay) und König Friedrich Wilhelm I. von Preußen (Bild rechts) gerieten in schwere Konflikte mit ihren eigenwilligen Thronfolgern Alexej und Friedrich.

Ganz

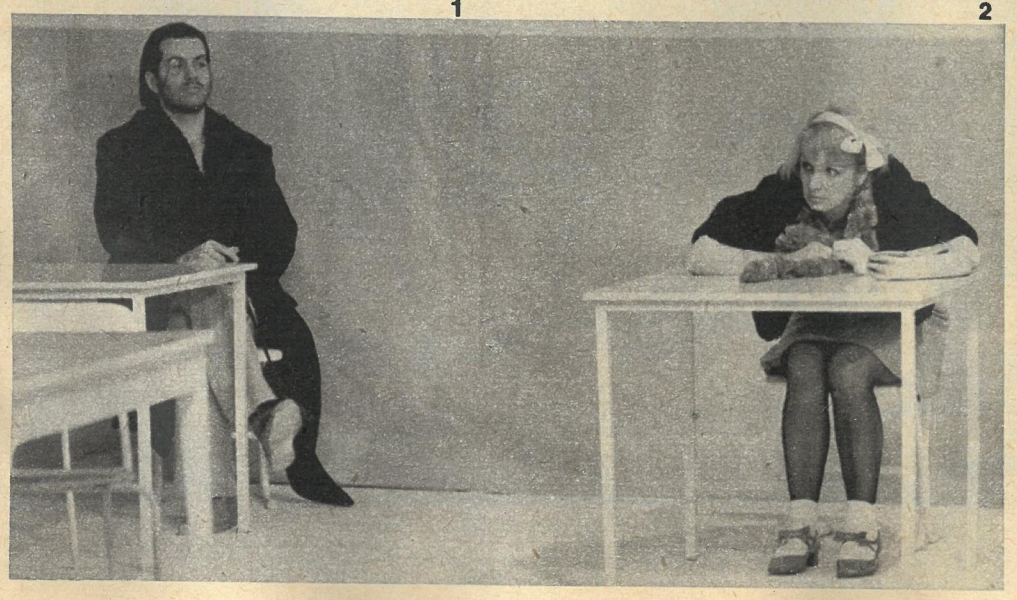
„Wenn es Ihnen gelingt, den Zuschauer so aufzurütteln, daß er sich in seinem Sessel nicht mehr wohl fühlt, werde ich schon sehr zufrieden sein." Gorki zu einem Schauspieler bei Proben zum „Nachtasyl". Es gibt keine Sessel. Die Stühle sind hart und stehen dicht beieinander auf der Bühne. Da oben sitzen die Zuschauer, ohne Gelegenheit, sich für zwei Stunden bequem einzurichten. Behagliches Zuschauen ist ohnehin kaum möglich bei der Schweriner „Nachtasyl"-Inszenierung: Regie Christoph Schroth, Ausstattung Lothar Scharsich, Dramaturgie Bärbel Jaksch. Der Zuschauerraum der Kammerbühne gibt diesmal die Basis für die Spielfläche ab. Sie ruht auf den Lehnen der Sitzreihen. Schauspieler und Publikum auf einer Ebene, räumliche Distanz ist zusammengeschmolzen, Rückzug vom Geschehen ausgeschlossen.

Die Akteure haben mehr Bewegungsfreiheit als auf ihrer sonst beengten Bühne, sie können Abstand voneinander halten. Das ist vom Bühnenbildner beabsichtigt. Räumlicher Zwang darf nicht verdecken, daß es sich bei den Zwängen, denen Gorkis Asylanten ausgesetzt sind, um menschliche, um gesellschaftliche handelt.

„Gewesene", Mensch Gewesene, jetzt Enttäuschte, Beleidigte, Erniedrigte nannte Gorki die dort im Nachtasyl. „Am Grund", „Am Boden", „Ganz unten" ist die wörtliche Übersetzung des Stücktitels aus dem Russischen. Das im Deutschen bekanntgewordene „Nachtasyl" des Halsabschneiders Kostyljow ist zufällig der Ort, an dem sie sich begegnen, nebeneinander und gegeneinander leben, nur in seltenen Augenblicken miteinander. Auf das wesentliche „Ganz unten" geht die Schweriner Inszenierung zurück, nicht auf das zufällige „Nachtasyl". Äußeres Elend wird nicht vorgeführt, der Spiel-Raum ist ein Krankenhauszimmer, traurig steril, bedrückend hygienisch. Lumpen und Elend hocken in den Menschen und in den Beziehungen zwischen ihnen. Noch sind es Menschen, die da agieren und sich be-

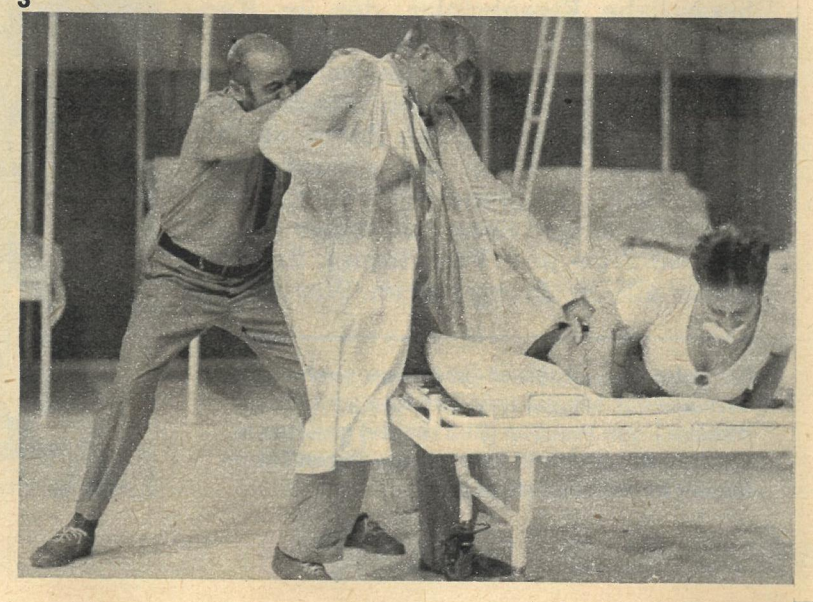


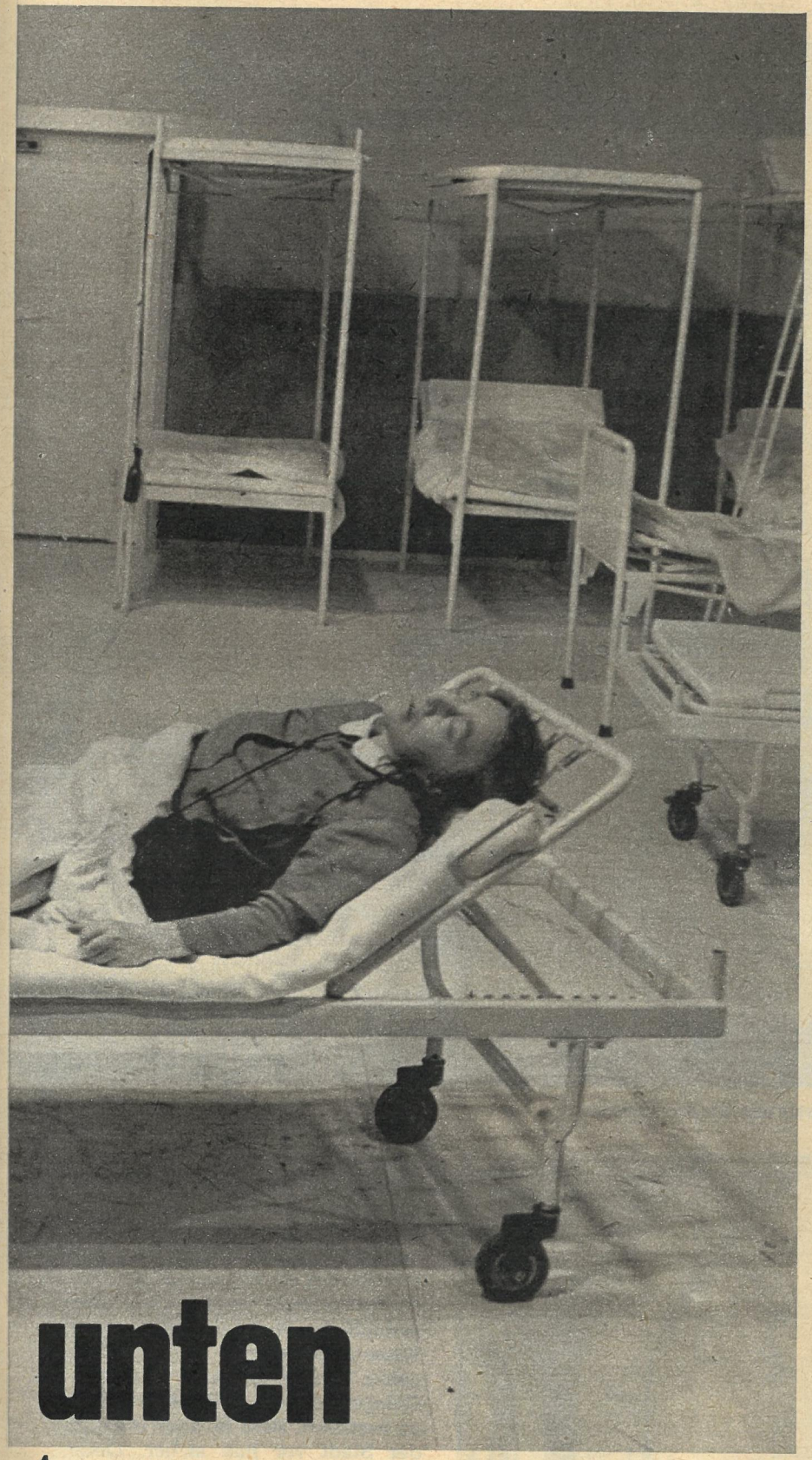
1



2

3





unten

4

haupten wollen, nicht dumpfer Abschaum. Jeder läßt einen Rest von Herkunft, Persönlichkeit, Talent, Wünschen und Idealen erkennen: der Schauspieler, der Schlosser, das Mädchen, das jetzt Strichmädchen, der Bursche, der jetzt Dieb ist, der Baron, der Mützenmacher. Doch Persönlichkeit ist verstümmelt, Talent weggeworfen, Ideal enttäuscht, Wunsch hoffnungslos. „Talente auf dem Müll", sind Gedanken des Regisseurs, „(man muß noch die Talente spüren! ... Humor, Witz, Würde, Selbstbehauptung, Aggressivität!!!)". Einzige Möglichkeit zur Selbstbehauptung sehen die Erniedrigten im Erniedrigen der anderen. Solidarität ist ganz unten nicht mehr möglich: „Diese Menschen verhindern Revolution." Jeder für sich am Boden angekommen, sind die Asylanten jetzt im Wesen gleich: Bühnenbildner Lothar Scharsich hat alle in die gleiche graue Anstaltsuniform gesteckt. Nur wenige persönliche Attribute sind dem einzelnen geblieben, der Frack, das Lacktäschchen, der Pelzkragen auf dem Mantel. Milieu und Kostüm verkleistern nicht den Blick, schonungsloses Licht, das in jeden Winkel dringt, stellt das Wesen bloß. Eine kranke Gesellschaft schafft massenhaft Elend, das kein äußerlich sichtbares sein muß. Gorki ist 1987 so aktuell wie 1900, anders sind nur die Erscheinungsformen von Verelendung.

Nachdenken über die alte Gesellschaft in unserer neuen. „Man muß mit jedem Stück Gegenwartstheater machen, sonst kann man's lassen", hat Christoph Schroth seine Position bestimmt.

Das Mecklenburgische Staatstheater Schwerin kommt zum 1. Nationalen Theaterfestival nach Berlin. Mit Anton Tschechows „Onkel Wanja", mit Volker Brauns „Schmitten" und mit Maxim Gorkis „Nachtasyl".

Constanze Treuber (Text)
Peter Festersen (Fotos)

5

Großartige schauspielerische Leistungen prägen das Schweriner „Nachtasyl":

1 Ekkehard Hahn (Medwedjew), Horst Rehberg (Luka), Uwe Manske (Waska Pepel), Marianne Barth (Anna)
2 Thomas Rühmann (Baron), Barbara Bachmann (Nastja)
3 Uwe Manske, Dietrich Musch (Kostyljow), Cornelia Lippert (Karpowna)
4 Barbara Bachmann, Wolf-Dieter Lingk (Satin), Sewan Latchinian (Schauspieler)
5 Barbara Bachmann als das Mädchen Nastja

Wiedererrichtetes Dohna-Palais in Morąg: in einem Seitenflügel befindet sich jetzt das Herder-Museum.

Nach Morąg fahren wir am besten mit etwas Phantasie und den Briefen eines jungen Mannes an seine Braut im Gepäck, der er die intimsten Gedanken an seine Herkunft anvertraut.

In diesem Städtchen, daß damals Mohrungen hieß, hat ihn, so teilt der junge Mann mit, ein „Schauer" in der Stunde der Mitternacht auf die Wüste der Erde geworfen. Dieser etwas mystifizierte Vorgang fand in der letzten Stunde des 25. August 1744 im schmalsten Fachwerkhäuschen der Kirchgasse statt. Das dritte von fünf Kindern des Elementarlehrers, Glöckners und Kantors Gottfried Herder und seiner Frau Anna wurde zwei Tage später auf den Namen Johann Gottfried getauft.

Die ernste protestantische Gesinnung des Vaters und die weiche Frömmigkeit der Mutter prägen die Atmosphäre des Elternhauses. Seiner Braut offenbart sich Herder später als „ein verwöhntes und mütterliches Kind", daß die Mutter, „beten, fühlen und denken" gelehrt habe. Das einfache, streng geregelte Hauswesen, erfüllt von Pflichtgefühl und Frömmigkeit, wird er empfinden als von dunkler, aber nicht dürftiger Mittelmäßigkeit.

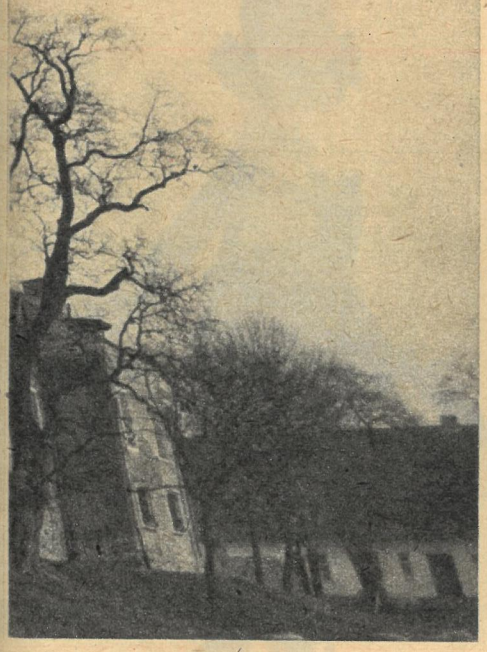
Das Geburtshaus

Von der elementaren Unterrichtung durch den Vater wechselt er zur Mohrunger Stadtschule, wo er auf Rektor Grim trifft, der mit seiner barbarischen Dressur dem jungen Herder ein für allemal den Exerzierunterricht verleidet, ihn aber pedantisch ehrgeizig in seinem Wissen befördert. Der hochbegabte, lerneifrige Knabe läßt keine Gelegenheit aus, seine Kenntnisse zu vertiefen. Bald ist kein Buch in der Stadt vor ihm sicher. Lasse man eins auf dem Fensterbrett liegen, erzählt man sich, tritt der Knabe ein, sobald er es erspäht hat, und bittet um Ausleihe.

Große, wenig kindgemäße Pläne reifen in dem Knaben, die er seiner engsten Gefährtin für ein ganzes Leben, der Natur, anvertraut. Man findet ihn häufig in Selbstgespräche vertieft bei ausgedehnten Spaziergängen auf seinem Lieblingsweg um den Mohrunger See und das Paradieses-Wäldchen.

An der Stelle des Mohrunger Sees weiden jetzt freilich Kühe, das Paradieses-Wäldchen ist längst abgeholzt, und das Geburtshaus hat der letzte Krieg zerstört; aber die Kirchengasse trägt den Namen des großen Humanisten, und eine Büste blickt auf den Platz seiner Geburt. Das Rathaus aus dem 14. Jahrhun-

Mehr als ein Ort in Polen

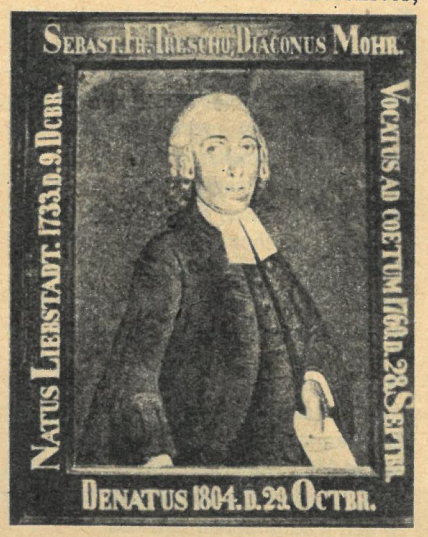


dert, durch Brände und Krieg ruiniert und immer wieder aufgebaut, immer noch einen guten Steinwurf entfernt, nahm im Jahre 1977 ein Herder-Museum auf, eine Zusammenarbeit mit den Weimarer Gedenkstätten, das nun in diesem Herbst zu den DDR-Kulturtagen in der VR Polen in das wiederaufgebaute Palais der Grafen Dohna umzog.

Das langgestreckte Gebäude des Dohnaschen Palais gleicht einem Schlößchen und erscheint um einige Nummern zu groß und zu vornehm für Morąg. Es ist auch als kultureller Anziehungspunkt für die ganze Umgebung und als Touristenmagnet gedacht. Dem Leben und Werk des deutschen Philosophen, Nachdichters, und Volksliedsammlers, des Theoretikers des Sturm und Drang und eines der Wegbereiter der deutschen Klassik ist ein Seitenflügel des Gebäudes gewidmet. An Gegenständen allerdings war wenig zu finden aus jener Zeit in Mohrungen, doch schauen wir an der Büste des sinnenden Herder vorbei durch das Fenster des Palais hinaus auf die Stadt, eilt uns die Phantasie wieder zur Hilfe.

Frühzeitig will sich der Küstersson, dessen liebstes Buch die Bibel ist, dem geistlichen Beruf zuwenden. Nicht nur seine Lektüre bisher, auch die Sinnesart des Pfarrers, die der im Religionsunterricht zu vermitteln suchte, trägt dazu bei, daß ihm damals wie später die „Verfolgung Andersdenkender empörend und unnatürlich" schien.

Noch in der Schulzeit findet Herder eine Arbeits- und Schlafstätte bei dem jungen Diakon an der Mohrunger Stadtkirche, Trescho. Er war ein dünkelhafter Gelehrter,



Er hat Herders Begabung bedenkenlos benutzt, aber nicht gefördert: Diakon Trescho.

der voller Hochmut auf seine Gemeinde herabsah und sich in unzähligen Schriften und Traktaten zu beweisen suchte. Ein junger Mann wie Herder kam ihm gerade recht, daß er seine Schriften kopiere, ansonsten ließ er ihn gewähren. Der Junge nutzte diese Zeit, die ganze Bibliothek zu studieren, in die Geheimnisse der Schriftstellerei und des Buchmachens einzudringen.

In ein Paket mit dem neuesten Werk Treschos schmuggelt er anonym eine Ode an den Zaren Peter III. aus Anlaß seiner Thronbesteigung, und der Verleger in Königsberg läßt das Gedicht voll Geist und Schwung sofort drucken. Es ist bereits Ausdruck einer großen Friedenssehnsucht und preist den Großmut des neuen russischen Herrschers, der die besetzten Gebiete Ostpreußens zu räumen gedenkt.

Doch Herder wird weiter gegängelt mit Schreiberdiensten für den unwirschen Trescho und Küchenarbeit für dessen Schwester. Ein Zufall bereitet diesem unseligen Zustand ein Ende. Ein Feldarzt der abziehenden russischen Armee im Winterquartier erkennt die besondere Begabung des jungen Herder und nimmt ihn zu Studien der Medizin mit nach Königsberg. Diese werden zwar durch eine Ohnmacht bei der ersten Sektion verhindert, aber von nun an wird er auf eigenen Füßen den Weg seiner Berufung gehen und Menschen begegnen, die seinen Erkenntnishunger befördern und befriedigen, wie dem Magister der Philosophie in Königsberg Immanuel Kant, der schon damals durch seine geistige Universalität und sein selbständiges Denken alles Dumpfe, Provinzielle, daß den Knaben eingeengt hatte, verdrängte. Der Achtzehnjährige hatte das Städtchen seiner Geburt, das er als „das kleinste im dürren Lande" bezeichnete, auf Nimmerwiedersehen verlassen.

Das Städtchen Morąg heute holte ihn wieder. Es zeigt sich offener als dem Herder erinnerlich.

Ingrid Kirschey-Feix (Text)
Heinz Kerber, Archiv (Fotos)

In der Nahaufnahme

Der sowjetische Kulturtheoretiker und Schriftsteller Viktor Schklowski (1898–1983) kannte Sergej Eisenstein bereits seit seinem Film „Panzerkreuzer Potemkin".
Er steckte mitten in der Diskussion über neue Kunstauffassungen und schrieb schon damals Kritiken, Feuilletons und Aufsätze, in denen er sich mit der Arbeit Eisensteins auseinandersetzte. Schklowski, inzwischen auch erfolgreicher Prosaiker, vor allem mit biographischen und autobiographischen Romanen, wird 50 Jahre später gebeten, für eine Biographienreihe über Eisenstein zu schreiben.
Aus der Biographie von Viktor Schklowski „Eisenstein" (Moskau 1976), die demnächst in der Übersetzung von Oksana Bulgakowa und Dietmar Hochhuth beim Verlag Volk und Welt erscheinen wird, stellen wir einige Auszüge vor.

Zum Bahnhof an der Twerskaja Straße*, dort wo sich der Triumphbogen mit den Säulen befand – jetzt ist er auf die Kutusow-Chaussee umgezogen –, drängte eine Menschenmenge. Frauen in kurzen Röcken (heute würden sie als lang gelten), Männer in Hemden mit hochgekrempelten Ärmeln. Man sprach von Mary Pickfords und Douglas Fairbanks' Ankunft.

Mary hatte man in unzähligen Filmen gesehen. In ihren Filmen litt und weinte sie, doch alles endete gut.

Douglas sprang und focht in allen Filmen, aber auch sie hatten ein Happy-End. Er war ein glücklicher Räuber. In dem Film „Robin Hood" half er dem König Richard Löwenherz, und dieser erließ für ihn eine feierliche Amnestie. Auch in dem Film „Das Zeichen des Zorro" besiegte er seine Rivalen. Fairbanks vereinigte in sich alle drei Musketiere auf einmal und besaß obendrein sogar eine Portion Humor. Er war der erfolggekrönte „Dieb von Bagdad" – diesen Film hatte ganz Moskau gesehen, und nicht nur einmal.

Wenige wußten, daß Mary Pickford inzwischen eine reiche Frau geworden war. Sie besaß zusammen mit Douglas und Chaplin einen Filmkonzern.

Mary verblüffte Chaplin und betrübte ihn sogar ein wenig. Seinem Buch nach zu urteilen, konnte er sie nicht sonderlich leiden.

Übrigens sagte er einmal zu Eisenstein, daß er auch Kinder nicht möge.

„Wen haben Sie dann gern?" fragte er ihn.

„Den Wolf", antwortete Chaplin.

Er war ein glücklicher und vielleicht sogar gutmütiger Wolf. Auch Wölfe haben unterschiedliche Charaktere, und wahrscheinlich verhalten sie sich gar nicht so schlecht zu einem Hirschrudel, dem sie wie einer sicheren Beute hinterherziehen. Chaplin war ein ungewöhnlicher Wolf! Er mischte sich unter die Wölfe, um nicht zum Hund gezähmt zu werden. So war er in seiner Heimat zu leben gewohnt.

Die Twerskaja war damals eine schmale Straße mit einstöckigen Häusern. Vor dem Bahnhof stand ein gelbes Häuschen aus dem 19. Jahrhundert. Wenn ich mich recht erinnere, gab es hier Hafer und Heu zu kaufen.

Unsere Gäste fuhren zu Eisenstein. Deshalb auch kommen sie in diesem Buch vor.

Douglas Fairbanks und Mary Pickford hatten den „Panzerkreuzer ‚Potjomkin'" gesehen. Die beiden großen Profis fühlten sich einen Moment lang wie die Hirten aus dem Evangelium: die Hirten verschiedener Stämme erblickten den neu aufleuchtenden Stern und folgten ihm. Nach der Legende kamen sie aus Afrika und Babylon, ihre Wege kreuzten sich, und so kamen sie in die arme Stadt Bethlehem, wo das Kind, der Messias, lag.

Der sowjetische Film war für die ganze Welt eine neue Hoffnung, aber auch eine neue Gefahr, die neue Stimme eines neuen Landes. Douglas und Mary kamen aufgeregt nach Moskau.

Der Bahnsteig war überfüllt.

Die Menschen drängten zu dem eingestaubten Waggon. Ein kleines, grauäugiges Mädchen wurde von allen Seiten her eingezwängt. Dann zeigte sich im Dunkel des Fensters wie in einer Nahaufnahme der große, nicht mehr ganz junge Douglas. Er streckte seine langen, kräftigen Arme aus, nahm das Mädchen hoch und zog es in den Waggon. Die Menschenmenge klatschte.

In einer zweiten Nahaufnahme zeigte sich Mary Pickford, mit blonden Haaren und einem Lächeln, das wie eine Goldplombe blitzte.

Dafür gab es auch Applaus.

Douglas stieg aus, den Mantel überm Arm. Er trug einen weiten Anzug, wie er damals in Amerika Mode war, und wirkte dick. Um die Mundwinkel und auf der Stirn hatte er tiefe Falten: Die Menge war ein wenig verwundert.

Die Böcke, auf denen die Stative mit den Kameras standen, wackelten unter dem Ansturm der Menschenmenge.

Sie fuhren über das Kopfsteinpflaster Moskaus mit seinen Fuhrleuten und den Frauen in Kleidern, die aus gestreiften Schals genäht waren.

Moskau war belebt, bunt und golden wie ein greller Sonnenkringel.

Sie stiegen im Hotel National ab, frühstückten in seinem Café.

Die Gäste wurden von Eisenstein empfangen. Er überraschte sie mit seiner Eleganz und Ungezwungenheit, seinem guten Englisch, den kleinen Füßen in unmodernen Schuhen, den breiten Schultern, seiner hohen Stirn und den feinen, wie ein Heiligenschein gold leuchtenden Haaren.

Er lächelte, sprach ruhig und war bestens informiert über Film, über Amerika, über Europa.

Am selben Tag richteten die Gäste Eisenstein die Grüße amerikanischer Filmgesellschaften aus, versprachen ihm Erfolg, Verträge, doch ohne konkret zu werden.

Sergej Michailowitsch sprach von Amerika, von seinem Vorhaben, das Drehbuch „Glashaus" zu schreiben, von einem Menschen, der in diesem Glashaus wohnt – er hatte solche Glashäuser in Berlin gesehen, es waren mißlungene Häuser.

Die neue Zivilisation nimmt den Menschen das Schweigen, die Nacht, den sauberen Schnee. Das Telefon hat die Nacht zerstört: es kann klingeln, wann es will. Die Reporter durchbohren mit ihrem Blitzlicht das Leben des Menschen, es fließt wie Wasser aus einem angestochenen Faß.

Eisenstein fiel ein, wie Lew Tolstoi einst über heimliches Belauern geklagt hatte. Tolstoi unterbrach jeden, der etwas aus dem Privatleben von Schriftstellern erzählte, er wollte nichts über die Liebesgeschichte von George Sand wissen, meinte, daß das, was nicht für alle gesagt würde, auch nicht gehört werden dürfte.

Douglas entgegnete: „Das ist doch Reklame, für mich macht man hier ja auch welche. Ich wundere mich über den Erfolg, den meine schwächsten Filme, ‚Der Dieb von Bagdad' und ‚Das Zeichen des Zorro', in Rußland haben. Im Vergleich zu Ihrem grandiosen ‚Panzerkreuzer ‚Potjomkin' verdienen sie keinerlei Beachtung."

„Wir mögen Sie", antwortete Eisenstein, „wir mögen Sie, weil Sie so gut springen, weil Sie so ein kräftiger und lustiger Mensch sind, weil Ihr Held auf der Leinwand immer Glück hat. Ein Held auf der Leinwand – das ist ein außergewöhnlicher Mensch, der alles zustande bringt. Mary mag man dafür, daß sie so weint und dabei glücklich zu wirken versteht."

Am nächsten Morgen gingen Mary und Douglas in aller Frühe in den Kreml. Sie liefen über seine leeren Straßen und Plätze. Umgeben von hohen, schweigsamen Kirchen.

Der Glockenturm Iwan der Große markierte wie das Betonungszeichen über einem unbekannten Wort den damals höchsten Punkt Moskaus.

Schon waren die bläulichen Frühjahrsblumen verblüht, und der gelb-rosa Sommer brach an.

Hinter der grünen Böschung des Kremlhügels, hinter der roten Kremlmauer, hinter der schmalen, tief in ihr Flußbett zurückgefallenen, damals wasserarmen Moskwa lag mit seinen Kuppeln hoher Kirchen und den grünen Flecken seiner Gärten das Stadtviertel Samoskworetschje.

„Wie schön!" sagte Mary Pickford, „man könnte einen Film über glückliche Menschen drehen. Bestimmt ruhen Sie sich hier abends immer aus."

Eisenstein war damals sehr jung. Er erläuterte ausführlich die Architektur der Kirchen.

Douglas fragte in einer Pause schnell: „Und wo sind die Zarenglocken und die Zarenkanone?"

Sergej Michailowitsch erhob sich, nahm die Gäste bei der Hand und führte sie zu den traditionellen Kuriosa.

Die alte Zarenkanone lächelte mit dem breiten schwarzen Mund eines Steinwerfers. Die Zierkugeln lagen ihr zu Füßen. Douglas sprang mühelos auf den Sockel, legte sein Jackett ab, zog sich mit den kräftigen Armen bis zur Mündung hoch und sagte, ohne sich umzudrehen: „Hier ist es geräumig."

Eisenstein warnte ihn: „Ich war lange nicht mehr da oben und weiß nicht, ob es innen sauber ist. Ich würde Ihnen nicht raten, hineinzuklettern. Das hat vor zwanzig Jahren schon Max Linder getan. Er war in der Zarenkanone verschwunden und winkte auf der Leinwand mit dem Zylinder."

„Dann ist es sinnlos", sagte Douglas. „Es gibt für einen Schauspieler nichts Traurigeres, als den komischen Trick eines anderen zu wiederholen."

„Gehen wir", sagte Eisenstein, „Ihr Tag ist anstrengend, und das Auto wartet auf Sie. Wir fahren ins Meshrabpom-Rus-Studio*, dort läuft Pudowkins ‚Mutter'".

Pudowkin sprach ausgezeichnet Englisch. Überhaupt besaß er ungeahnte Kenntnisse.

* heute Gorkistraße

* Name des Filmstudios, das 1924 aus dem künstlerischen Kollektiv des Studios „Rus" und der Moskauer Filmabteilung der Internationalen Organisation der Arbeiterhilfe (Mesh-Rab-Pom) gegründet wurde.

Die „Großen Männer" des Stummfilms sind so verschieden wie zwei Menschen nur sein können, aber sie haben eine Gemeinsamkeit – ihre Solidarität mit den Unterdrückten und eine unbändige Liebe zu dem neuen Medium, das mit ihnen zur Filmkunst aufsteigt. An ihre Begegnung erinnert ein Talisman Eisensteins, der Hampelmann „Charlie", sofort bereit, die eckigen, unbeholfenen Bewegungen des Pechvogels mit dem großen Herzen nachzuahmen.

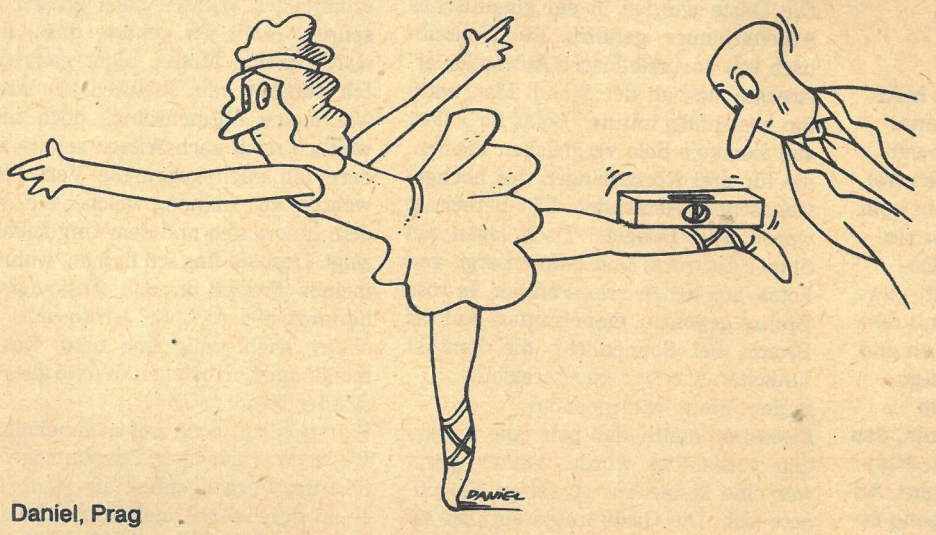
Als man Nikolai Tscherkassow fragte, was in Indien das Interessanteste für ihn gewesen sei, antwortete er: Pudowkin. Sie waren zusammen in Indien.
Erregt zeigte Pudowkin seinen Film. Wie jeder Regisseur, so sagte auch er, daß es sich um einen Rohschnitt handele, der Film noch nicht fertig und die Arbeitskopie schlecht sei. Mary guckte sich den Film zunächst als Ankäufer an. Sie wunderte sich, daß es hier keine jungen Frauen und eleganten Garderoben gab, daß der Film anscheinend wenig sorgfältig und zugleich ungezwungen gedreht war.
Die Kamera sah die Welt auf ihre Weise. Es verblüffte die Beziehung des Schauspielers – nein, nicht des Schauspielers, sondern des Menschen zur Welt. Mary hatte schon viele Filme mit Treibeis gesehen. Doch über das Eis sprangen gewöhnlich Menschen von einer Scholle zur anderen, um einer Gefahr zu entgehen. Hier aber floh ein junger Revolutionär aus dem Gefängnis zu einem Meeting, auf dem bestimmt Gendarmen lauerten: Er hätte sich verstekken müssen, statt zu der Kundgebung zu laufen. Trotzdem faszinierte dieser Film mit russischen Kindern, mit Vögeln, gewaltigen Eismassen und dieser alten, unattraktiven Frau die beiden Filmschauspieler. Als die Mutter – die Baranowskaja – die Fahne aus den Händen ihres getöteten Sohnes nahm, die Sonne auf der Schwarzweißleinwand durch die Fahne hindurchschien und deren Fäden sichtbar wurden, zeigten sie sich bewegt, schien ihnen, als sähen sie die rote Sonne so wie die rote Fahne auf dem Mast des Panzerkreuzers „Potjomkin"!
„Wie viele Filme hat Mister Pudowkin gedreht?" fragte Mary. „Das ist mein dritter", antwortete Pudowkin. „Der erste war ein populärwissenschaftlicher ‚Die Mechanik des Gehirns'. Ich habe das Akademiemitglied Pawlow gefilmt, ich interessiere mich für Physiologie, obwohl ich von Haus aus Ingenieur bin. Der zweite Film hieß ‚Schachfieber', eine Kurzmetrage. Und das hier ist mein erster abendfüllender Spielfilm."
„Das ist erstaunlich", sagte Mary Pickford. „Ein erstaunliches Land. Sehen Sie nur, die Baranowskaja ließ sich am Anfang des Films als junge Frau mit Blumen fotografieren – aus Angst, man legt sie auf Rollen alter Frauen fest.
Wir sind sehr froh, daß wir in Ihrem erstaunlichen Land waren, daß wir Mister Eisenstein und Sie kennengelernt haben. Besuchen Sie uns einmal. Wir haben auch etwas zu zeigen, und Douglas wird sich alle Mühe geben, Sie in Erstaunen zu versetzen."

Eisenstein kannte vor seiner Reise nach Amerika Chaplin nur aus Filmen und hatte ihn ins Herz geschlossen.
Mit Douglas traf sich Eisenstein bereits in New York. Damals herrschte in Amerika die Prohibition, Alkohol war verboten. Eine phantastische Zeit für Schieber, die Wein unter der Hand teuer versetzten.
Douglas Fairbanks wollte ihn bestens empfangen und verwöhnte seinen Gast mit allen nur möglichen Weinsorten.
Eisenstein hielt ihm entgegen, er habe sich bei der Einreise nach Amerika schriftlich dazu verpflichtet, die im Lande geltenden Gesetze nicht zu übertreten oder zu unterlaufen. Wein und Wodka zu trinken war nicht erlaubt. Und er wolle die amerikanische Gesetzlichkeit selbst in diesem Punkt auf keinen Fall verletzen.
Dieser Anti-Toast schlug ein.
Doch Douglas meinte: „Das klären wir in Los Angeles. Charlie erwartet Sie. Der Film erwartet Sie in seiner Hauptstadt." Unsere Filmleute begaben sich nach der Ankunft in Los Angeles zu einem Empfang der „United Artists". Das war ein Unternehmen, welches Douglas Fairbanks gemeinsam mit Mary Pickford gegründet hatte. Mary nahm an dem Bankett nicht teil, es war extravagant...
Die Gäste wurden in ein gigantisches Arbeitszimmer geführt. Ein Schreibtisch von unvorstellbaren Ausmaßen erstreckte sich an der Wand. Man hätte ihn bestenfalls mit den Sofas im Palast von Zarskoje Selo vergleichen können, die für drei Körperlängen des hochgewachsenen Alexander III. berechnet waren. Auf Douglas' Tisch lagen ein Stapel Entwürfe und ganze Berge von Fotos, aus denen zwei Panther, in rosa Bronze gegossen, emporragten. Auf die Bronze fiel Sonnenlicht, die Panther funkelten wie eine Leuchtreklame.
In dem Raum war niemand.
Eisenstein ahnte, daß hier eine Attraktion vorbereitet wurde. Linker Hand war eine kleine Tür zu sehen. Sie öffnete sich. Die Gäste traten ein und sahen etwas, was den Umkleideräumen der Sandunowski-Bäder ähnelte: ein Gästezimmer, sorgfältig mit orientalischer Pracht ausgestaltet. In der Mitte saß auf einem scharlachroten Puff der beinahe nackte, rosige Fairbanks. Ringsherum, in Frotté-Handtüchern, Kino-Besitzer, Konzernchefs und Schauspieler.
Chaplin war noch nicht da.
Shakehands machten die Runde. Doch es sollte offensichtlich noch eine Attraktion folgen. Plötzlich ging im Hintergrund mit Getöse eine Tür auf. Wie Gott Zebaoth, von Wolken umhüllt, erschien eine schlanke, weißdrapierte Gestalt mit schwarzem Haar.
Sie ähnelte Chaplin und ähnelte ihm wiederum nicht.
Die Filmleute wußten, daß Chaplin seit langem auf der Aschenbahn des Erfolgs ergraut war. Doch jetzt hatte er sich gerade die Haare für die Dreharbeiten zu „Lichter der Großstadt" färben lassen.
Schwarze Saunawärter, die hinter Chaplin aufgetaucht waren, verkündeten: „Charles Spencer Chaplin."
Chaplin begann zu singen: „Hejda, Troika, flockiger Schnee!" Einer der Produzenten erklärte, Chaplin habe ein Jahr lang mit Pola Negri zusammengelebt, jetzt meinten alle, daß er die russische Sprache beherrsche.
Schauspieler können auf viele Rollen zurückblicken. Sie spielen oft auch im Leben, manchmal schlecht, manchmal hervorragend. Sie spielen so viel, daß sie es nicht schaffen, für sich selbst zu leben und einmal zurückzuschauen. Mit dieser feierlichen, buffonesken Begegnung, mit einer Demonstration kaufmännischen Begrüßungspomps, begann die Freundschaft zwischen zwei in der Tat berühmten und klugen Menschen: Charlie Chaplin, dem Jungen aus den Armenvierteln Londons, und Sergej Eisenstein, dem Jungen aus Riga.
Zwei faszinierende Menschen standen einander gegenüber, mit konträrem Schicksal, verschiedenartigem Genius, unterschiedlicher Herkunft.
Chaplin war neun Jahre älter als Eisenstein. Er wurde in Armut geboren, kannte Elend und Waisenhäuser. Stieg sein ganzes Leben lang auf, beharrlich und rasch.
Er hatte zwar studiert, wußte jedoch wenig, genauer gesagt, er wußte viel, aber zusammenhanglos.
In seinen Memoiren schrieb Chaplin: „Es gibt Menschen, die zu der Brüderschaft jener gehören, die den leidenschaftlichen Wunsch nach Wissen verspüren. Auch ich gehörte dazu, doch waren meine Motive nicht ganz rein. Ich wünschte mir, ebensoviel zu wissen wie meine Mitmenschen, doch nicht, weil ich mich nach Wissen sehnte, sondern um mich gegen die Verachtung wehren zu können, welche die Welt dem Ignoranten und dem Ungebildeten zeigt. Deshalb fing ich nun an, während meiner Freizeit in den Antiquariaten herumzustöbern." Er lernte aus Büchern, leichtsinnig und ohne Zusammenhänge herzustellen. Wußte alles aus zweiter Hand.
War fröhlich, doch auf melancholische Weise. Was ich über Chaplin sage, gehört der Vergangenheit an. Heute lebt er an der Grenze mehrerer Schweizer Kantone und blättert das Buch des Lebens zu Ende durch. Lebt in einem seltsamen Zwischenreich. Wie ein König, der aus zwei Ländern verbannt wurde – aus Großbritannien und den USA.
Er ist glücklicher als König Lear, man konnte ihm seine Diener nicht nehmen: weder die Ritter noch das Geld.
Zu jener Zeit, als Eisenstein im Jahre 1930 mit Chaplin zusammentraf, hatte dieser bereits „Eine Frau in Paris", „Goldrausch" und „Zirkus" gedreht – den Gipfel seiner Genialität erreicht. Zuvor hatte er den „Pilger" und eine Menge unglaublich komischer Abenteuer gefilmt. Eisenstein hatte „Streik", „Panzerkreuzer ‚Potjomkin'", „Die Generallinie" und „Oktober" inszeniert. Beide Regisseure kannten einander, hielten einander für die Spitzen ihrer Zeit und waren emphatisch ins Kino verliebt.
Griffith, der von einem Widerspruch in einen anderen stolperte, hatte den Film „Intoleranz" gedreht.
Einzelne Szenen darin, Episoden aus verschiedenen Epochen, waren durch das Bild einer Wiege miteinander verknüpft, an der eine Mutter saß: In der Wiege lag ein Kind. Das stammte aus Whitmans Versen und sollte bedeuten, daß die Generationen einander zwar ablösen, die Gegensätze jedoch bleiben.
Auch die Generation, der Eisenstein und Chaplin angehörten, wurde abgelöst, jene Generation, die die große Kunst des sogenannten Stummfilms begründet und vollendet, sein Sujet, seine Semantik, seine Syntax und seine großen Schauspieler hervorgebracht hatte.
Eisenstein und Chaplin betraten, auf verschiedene Art streitend, Neuland. Beide wollten nicht das Zeigen durch das Erzählen ersetzen.
Sie sahen die Widersprüche zwischen Wort und Handlung auf unterschiedliche Weise. –
Chaplin bei sich zu Hause. Chaplin ohne Maske. Chaplin, ganz aus der Nähe gesehen, versetzte Eisenstein in Erstaunen. Wir alle kannten Chaplin nur so, wie er sich auf der Leinwand zeigen wollte: als Melancholiker, als kleinen, ausgebeutelt gekleideten Mann mit Watschelgang. Einst hatte er sich sein Kostüm zusammengestellt, in der Tat zusammengestellt und nicht etwa ausgedacht. Er fand es auf einem Floh-

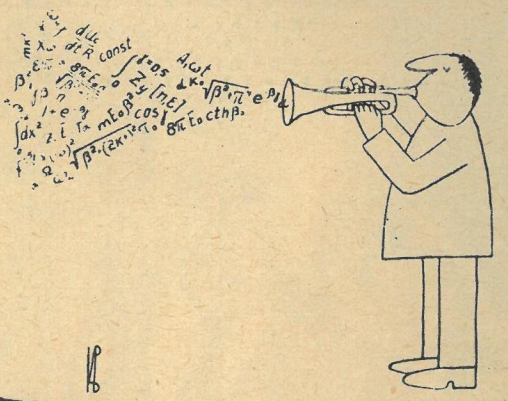
Fortsetzung Seite 41

Viel sehen macht weise, verträglich und nützlich.

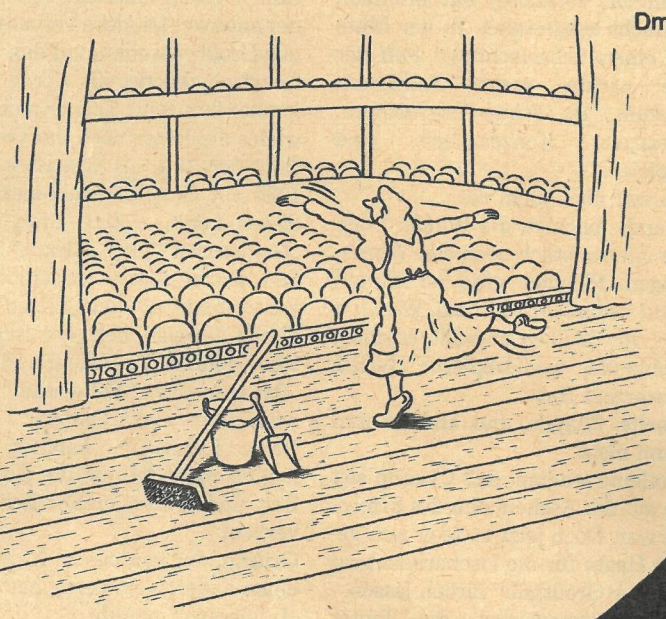
An sich ist jede Premiere für mich eine Hinrichtung. F. Wolf



Daniel, Prag

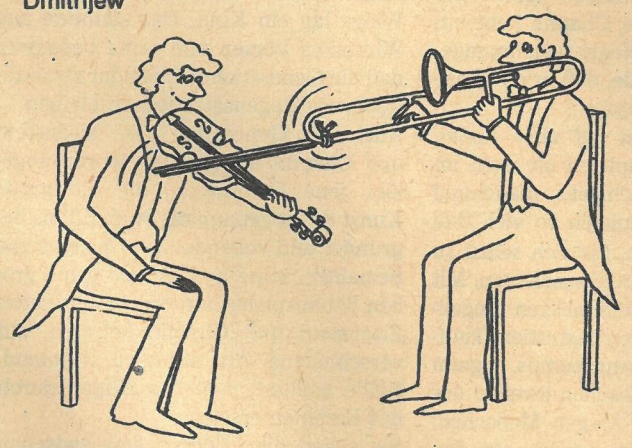


Worobjow, Moskau



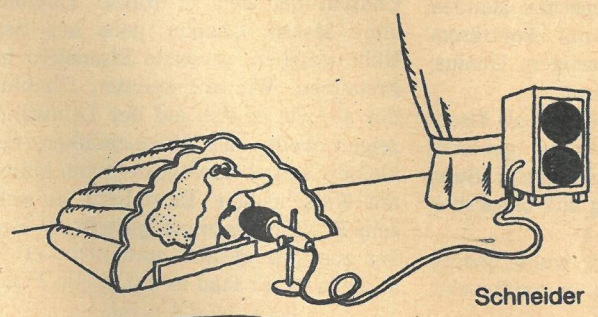
Dmitrijew, Moskau

Manche Talente bewahren ihre Frühreife bis ins hohe Alter. K. Kraus



Dmitrijew

Ein künstlerischer Vulkan weiß, wohin er ausbricht. M. H.



Schneider

Othello

Jordan Popow, Sofia

Aus den Augen des Mohren blitzte wahnsinnige Wut. Othello näherte sich Desdemona und knirschte mit zusammengebissenen Zähnen: „Stirb, Verruchte!" Darauf preßte er ihr mit beiden Händen den schneeweißen Hals zusammen, um sie auf dem breiten Doppelbett zu erwürgen. In diesem Augenblick klingelte das Telefon. Othello zögerte eine Sekunde, ob er sich melden solle, dann ließ er Desdemona los und nahm den Hörer ab.

„Ja, was gibt's?" dröhnte seine rauhe Stimme.

„Sei gegrüßt, Othello, hier spricht Rodrigo. Könntest du wohl sofort zum Hafen kommen, es läuft gleich das neue Schiff vom Stapel, und..."

„Nein, das kann ich nicht", unterbrach ihn Othello düster. „Ich erwürge gerade Desdemona." Am anderen Ende der Leitung entstand eine kleine Pause. „Es tut mir leid, daß ich dich bei der Arbeit störe", begann Rodrigo dann von neuem, „aber es wäre doch schön, wenn du teilnehmen würdest, die Leute hier erwarten dich, man fragt nach dir."

„Interessiert mich nicht!" sprach Othello und warf den Hörer auf die Gabel. Seine weißen Augäpfel drehten sich wieder zu Desdemona hin, und er knurrte mit zusammengebissenen Zähnen: „Stirb, Verruchte!" Und er legte ihr von neuem die Hände um den Hals. In diesem Augenblick klingelte das Telefon. Othello sprang nervös vom Bett auf und hob ab. „Hallo!" „Othello?" „Ja, am Apparat. Wer ist dort?" „Othello, hier spricht Jago. Ich rufe in einer sehr dringenden Sache an. Man will sich im Senat mit dir beraten..."

„Im Moment kann ich nicht, Jago. Ich erwürge gerade Desdemona." „Othello, hör mich an", beharrte Jago. „Erst die Arbeit, dann das Vergnügen. Es geht um eine hohe Summe aus dem Budget." „Das ist mir egal!" schrie der Mohr und legte auf.

„Ausgerechnet jetzt fällt denen das ein", knurrte er und rieb sich die Stirn. „Was wollte ich eigentlich gerade tun? Ach so, ja, Desdemona." Er schloß abermals die Hände um ihren Hals. „Paß auf, daß du mir nicht die Frisur verdirbst!" konnte sie eben noch flüstern. „Stirb, Verruchte!" Im selben Augenblick klingelte erneut das Telefon. Othello erhob sich langsam, seine Miene verriet maßlosen Ärger. „Ja!" „Othello, sei gegrüßt, Cassio am Apparat. Zieh dir rasch was an, steck Geld ein und komm sofort auf den Platz!" „Im Moment erwürge ich Desdemona, ich bin beschäftigt. Geht's nicht in einer Stunde?"

„Nein, es muß gleich sein, Othello. Desdemona läuft dir ja nicht weg, aber so eine Sechsklanghupe für dein neues Auto kriegst du vermutlich nie wieder."

„Ich komme, ich komme!" rief Othello erfreut, und eine Minute später sahen ihn die Wermut trinkenden probefreien Schauspieler aus dem Theater hinaus auf die Straße rennen. Im mittelalterlichen Gewand und mit schwarzem Gesicht. Aber es war Touristensaison, da fiel so was niemandem auf.

Jago nahm einen Schluck aus dem Glas und sprach: „An unserer Sitzung konnte er nicht teilnehmen, da hatte er zu tun, aber auf den Anruf von draußen hin bricht er sich fast die Beine. Da gibt's sicher wieder irgendwo was zu holen."

Desdemona schlüpfte in ihren Hausmantel aus Zypernseide, zündete sich eine Zigarette an und murmelte verdrossen: „Da soll einer noch an Shakespeare glauben."

Dann begab sie sich in die Maskenbildnerei.

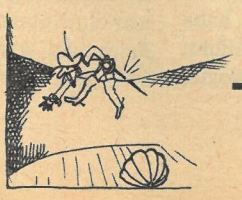
Im Laufe der Jahre hatte auch sie, die Idealistin, sich angewöhnt, der Kosmetik mehr zu vertrauen als den Klassikern.

(Aus „Landschaft mit Hund", Eulenspiegel Verlag. Aus dem Bulgarischen von Hartmut Herboth)

Das Gefühl des Beschämtseins ist für den Schauspieler einer der wirksamsten Impfstoffe gegen den Bazillus der Eitelkeit.

Sergej Obraszow

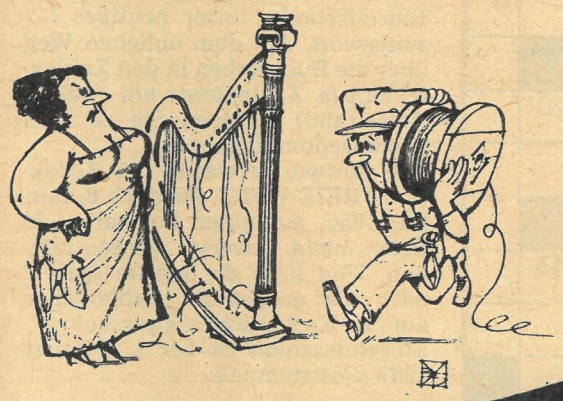
Man kann strenger Logiker oder Grammatiker und dabei voll



Phantasie und Musik

Ch. Lichtenberg

Jeder Zuschauer bringt seine eigene Akustik **ins Theater mit.** S. Lec



Uborewitsch-Borowski, Moskau

Magie

Michail Nowikow

„N-a-a-a-cht…" sang der Mann, am Rande der Bühne stehend. Der Regisseur, der in der ersten Reihe des leeren Theatersaales saß, unterbrach ihn. „Nein, nein! So wird das nichts. Sie haben sich noch nicht in Ihre Rolle hineingelebt. Wissen Sie, was die Japaner sagen? Um einen Bambusstrauch zu zeichnen, muß man selbst zum Bambus werden. Also sage ich Ihnen: Um die Nacht zu besingen, muß man selber zur Nacht werden. Werden Sie zur Nacht!"

„Das begreife ich nicht ganz…" sagte der Mann auf der Bühne. „Erklären Sie mir das bitte etwas genauer."

„Nun, Sie müssen sich als Nacht empfinden, mit all Ihren Sinnen empfinden. Nehmen Sie die Pose der Nacht ein! Zeigen Sie, wie Sie sich das vorstellen…"

Einen Moment zögerte der Sänger. Dann streckte er sich auf der Bühne aus, legte die Hände unter den Kopf und schloß die Augen.

Der Regisseur wartete einige Zeit. Dann wurde er leicht ungeduldig: „Empfinden Sie immer noch nicht, wie man die Nacht besingen muß?"

Der Mann auf der Bühne antwortete nicht.

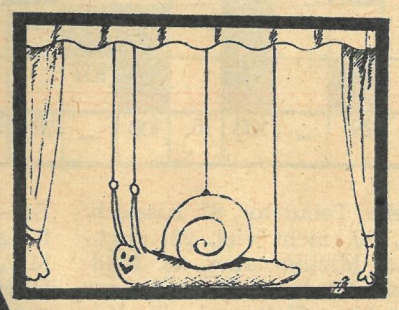
„He, was ist? Schlafen Sie?" Der Regisseur sprang auf die Bühne, beugte sich über den Schlafenden, betrachtete ihn aufmerksam und faßte einen Entschluß. Er legte sich daneben. Und selten ward die Nacht so überzeugend dargestellt wie von jenem Regisseur und seinem Sänger.

Aus dem Russischen von Adeline Thomas

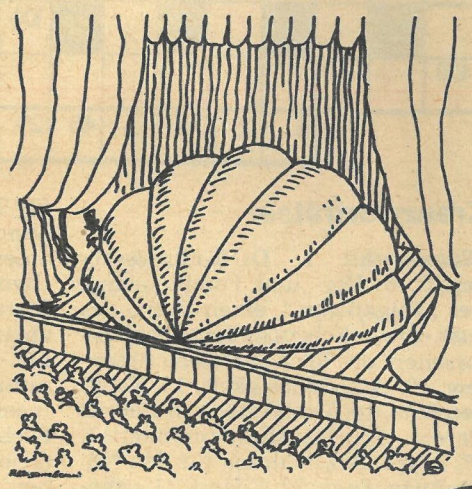
Steger

„In letzter Zeit bekommt er immer weniger Vorhänge!"

Tesler, Moskau



Der niemals durchhängende Kleinstkunstschneck von Fricke



Kasanewski, Kiew

Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch

2 Wochenspruch

Das Theater ist kein Spiegel, sondern ein Vergrößerungsglas.

W. Majakowski

Große Talente sind das schönste Versöhnungsmittel – Goethe

Garbe

Fricke

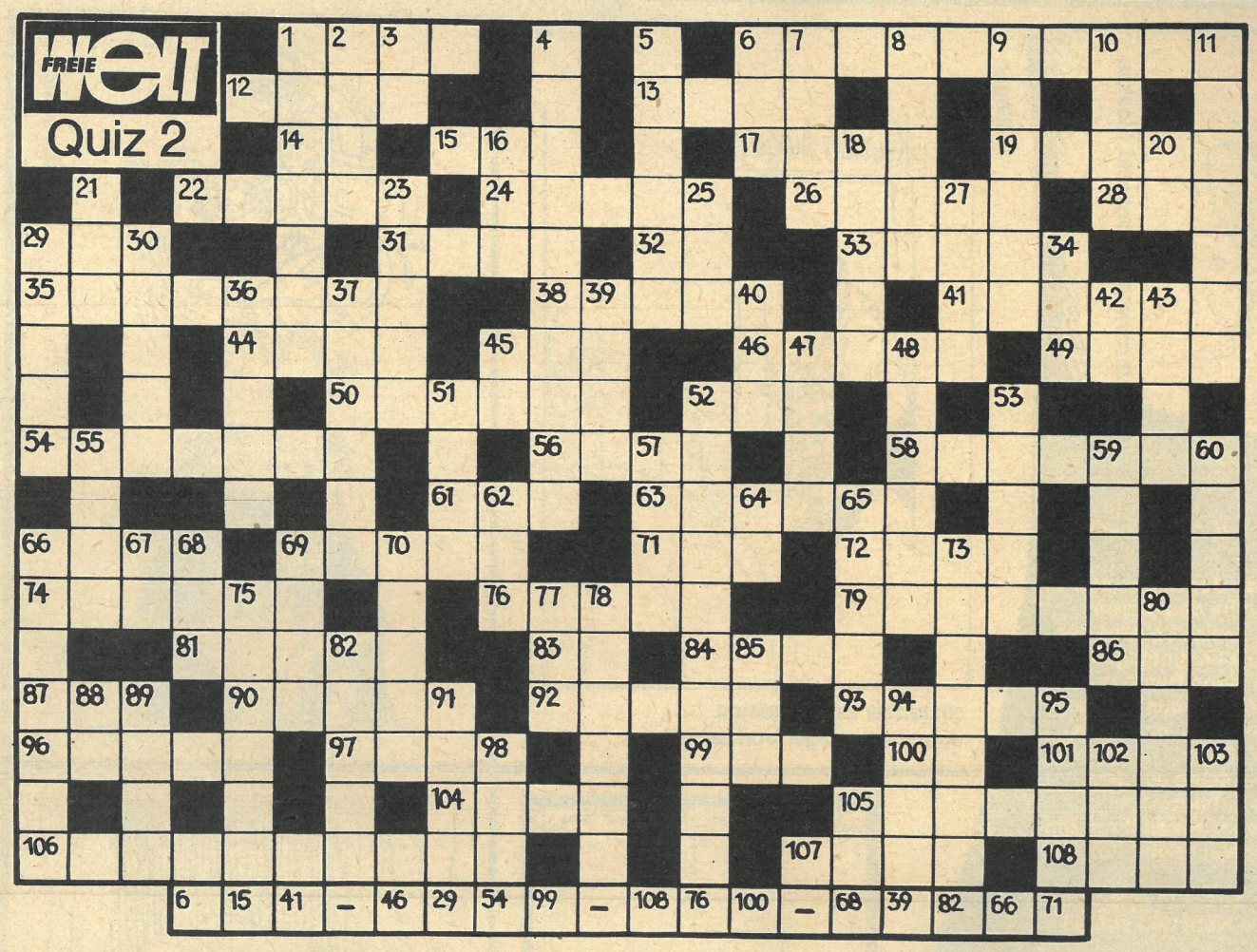
Immer ist die Albernheit des Narren der Schleifstein der Witzigen.

W. Shakespeare

Die beste Vorstellung ist jene, die sich der Leser von der Welt des Dramas macht. K. Kraus

sein. R. Rolland

Klatsche dir ruhig Beifall, nur nicht auf die Wange deines Nächsten. S. Lec



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. DDR-Filmgesellschaft, 6. Vor- und Familienname des „Taigajägers", einem Buch des russ.-sowj. Schriftstellers und Erforschers des Fernen Ostens Arsenjew, 12. Ausweglosigkeit, 13. Tafelgemälde, 14. Titelgestalt bei Bertolt Brecht, 15. Hausflur (mundartl.), 17. ägypt. Bezeichnung für den Nil, 19. Ritze, Fuge, 22. Eiland, 24. usbekisch-sowj. Schriftsteller (gest. 1958), 26. europ. Strom, 28. Männername, 29. Titelgestalt einer Gotovac-Oper, 31. Schwertlilie, 32. chem. Zeichen für Neon, 33. Porzellanmuschel, 35. Teil des Vogelkopfes, 38. Milchgefäß, 41. Wagnis, 44. westlichste der kleinen Sundainseln, 45. Wurfspieß, 46. ein Brettspiel, 49. sowj. Hafenstadt am Hauptarm des Don, 50. ein Kama-Nebenfluß, 52. nordostspanischer Küstenfluß, 54. Ruhegeldempfänger, 56. russ. Abk. für UdSSR, 58. Zahlwort, 61. Gestalt der NBI-Kinderseite, 63. schweizer. Kanton, 66. Bergkammlinie, 69. altertüml. sowj. Stadt mit Kreml im NW des europ. Teils der RSFSR, 71. musikal. Halbton, 72. im Postwesen Abk. für Rentenrechnungsstelle, 74. ungar. Mädchenname, 76. Stadt a. d. Bode/Bez. Magdeburg, 79. japan. Arbeiterführer und Mitbegründer der KP Japans (ermordet 1928), 81. Angehöriger der sogenannten „unreinen" Kasten im früheren Indien, 83. Abk. für Elektronenröhre, 84. Region im Osten Rumäniens, 86. Abk. für Tabelle, Tabulator, 87. russisch: hundert, 90. nicht viel, 92. engl.-amerikan. Männername, 93. Mädchenname, 96. türk. Ort auf einer Marmara-Meer-Halbinsel, 97. Kuchengewürz, 99. Waldtier, 100. Abk. für Registertonne, 101. Schulversammlungsraum, 104. Berg auf der Insel Sardinien, 105. svw. Leim, Klebzeug, 106. sowj. Filmregisseur („Der stille Don"), 107. Titelgestalt bei Shakespeare, 108. tschech. Mädchenname.

Senkrecht: 1. russisch: Freundschaft, 2. See in Nordamerika, 3. chem. Zeichen für Ferrum (Eisen), 4. Hafenstadt am Jenissej/Krai Krasnojarsk, 5. gewaltiges europ. Wildrind, 6. sowj. Fluß zum Asowschen Meer, 7. US-amerikan. Stadt nordwestl. von Oklahoma-City, 8. italien. Stadt südl. von Florenz, 9. sowj. Nebenfluß des Amur, 10. sowj. See in Mittelasien, 11. sowj. Flugzeugkonstrukteur, 16. indisch-bengalischer Schriftsteller (1863–1913), 18. svw. Gaststätte, 20. französ. Artikel, 21. französisch: Bogen, 23. Zwiebelblume, 25. engl. Bauernführer des 16. Jh., 27. Gesamtheit der Wirkungskräfte, die von einem Menschen ausgehen, 29. eine organische Verbindung, 30. Sinnesorgane, 34. Mädchenname, 36. Tagesabschnitt, 37. höchster Berg des Kaukasus, 39. Nebenfluß der Kama, 40. Lebensbund, 42. Abk. für Informationssystem, 43. Sammelbezeichnung für Getreide, 45. chem. Zeichen für Gallium, 47. Sanddünenwüste, 48. Reifeprüfung, Abitur (latein.), 51. italien. Männername, 52. planmäßiges Üben, um zu sportl. Höchstleistungen zu gelangen, 53. Mädchenname, 55. engl. Adelstitel, 57. großer Raum, 59. Skandal, 60. Stern im Sternbild Schwan, 62. Männername, 64. Abk. für Raupenschlepper, 65. Männername, 66. ostasiat. Heilpflanze mit alraunähnlicher Wurzel, 67. Abk. für außer Dienst, 68. Hinweis, 69. kleine Hautöffnung, 70. jugoslaw. Landesteil in Slowenien, 73. Fahrzeuganlasser, 75. russisch: Kaukasus, 77. Raumschiff bei Lem, 78. ein chem. Element, 80. Verpackungsart (z. B. für Tabak), 82. See in Finnland, 85. schweizer. Flächenmaß, 88. Abk. für Trakt, 89. europ. Strom zur Ostsee, 91. banktechn. Begriff, 94. Saale-Nebenfluß, 95. ungar. Ort nordwestl. von Pécs, 98. Grenzort im Westen Burmas, 102. Skulptur des Naumburger Doms, 103. Papageienart, 105. Abk. für Karteneinheit (der EDV).

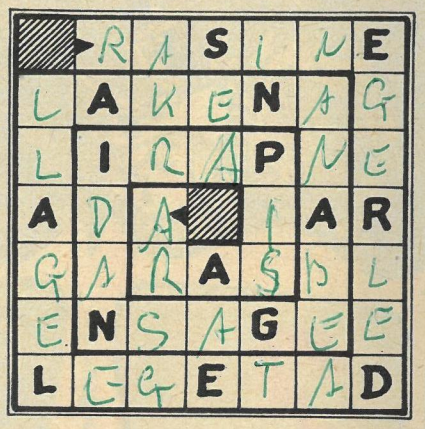
Seit der Ferne Osten der Sowjetunion von den Menschen für die Menschen erschlossen wird, ist der Herrschaftsbereich des sibirischen Tigers zu klein für ihn geworden. Durch die Schaffung neuer Naturschutzgebiete, ein generelles Jagdverbot und minimale Fangquoten (für Tiergärten) ist es gelungen, die Zahl der Tiger wieder bedeutend zu erhöhen.
Wie man den sibirischen Tiger früher nannte, das sagt Ihnen, liebe Rätselfreunde, unser heutiges Lösungswort. Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (s. Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie zu dem gewünschten Ergebnis.
Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 2 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen!
Einsendeschluß ist der 4. Februar 1987 (Poststempel).

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 5/1987 der FREIEN WELT.
Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen
1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

Rätselschnecke

Von außen nach innen: Führer des Kosaken- und Bauernaufstandes von 1670/71 in Rußland – nordungar. Weinbaustadt – Geliebte des Zeus – kalkreicher Ton – svw. gleich, dasselbe – Bettuch – Zitatensammlung – deutscher Bildhauer (gest. 1911) – Fußpunkt des Himmels – heiliger Stier der alten Ägypter – Papageienart.
Von innen nach außen: sowj.-armenischer Schriftsteller (gest. 1965) – Nennwert von Münzen und Wertpapieren – Meistergrad beim Judo – überlieferte Erzählung – Südfrucht – Zimmerpflanze – Gesamtheit der Eier eines Nestes – Verweis, Rüge – Niederschlag – Donaunebenfluß.



Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist an dritter Stelle ein weiterer Buchstabe hinzuzufügen, so daß sich andere Begriffe ergeben:
Kora – Geste – Brut – Retter – Sud – Marone – Ale – Ban – Feder – Brite
Die neu eingesetzten Buchstaben – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen im Tertiär (Erdneuzeit) entstandenen natürlichen Brennstoff.

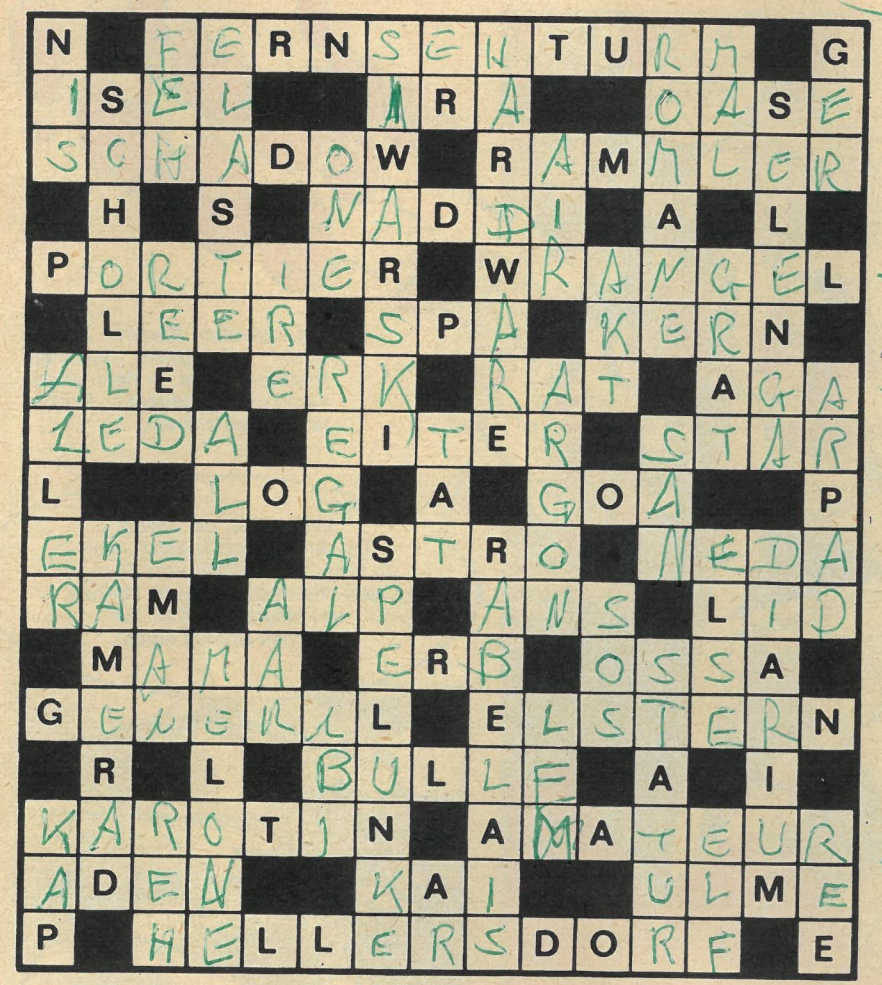
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30

Politik: Günther Wolfram
Tel.: 2 44 26 67
*
Kultur: Helmut Zemke l. V.
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. Arbeiter-und-Bauern-Inspektion (Abk.), 2. Hauptstadt der Volksdemokratischen Republik Jemen, 3. Wappenvogel, 4. amerikanische Riesenkröte, 5. das Universum, 6. Bergweide, 7. Aussehen, Miene, 8. engl. Biersorte, 9. Nebenfluß der Weser, 10. griech. Vorsilbe (auf Sterne bezüglich), 11. Flächenmaß, 12. belgische Stadt bei Liege, 13. ein Edelgas, 14. ungarischer Männername, 15. jemand, der eine Tätigkeit nicht berufsmäßig betreibt, 16. Abschnitt der Bühnenwerke, 17. männliches Rind, 18. Tagebuch, Kladde (latein.), 19. Sammelbezeichnung für elastische makromolekulare Werkstoffe, 20. Wundsekret, 21. Maßeinheit f. d. radioaktiven Gehalt von Quellwasser, 22. deutscher Volksliedsammler des 19. Jh., 23. chem. Zeichen für Erbium, 24. deutscher Neurologe, Mitbegründer der modernen Nervenheilkunde (gest. 1921), 25. Mädchenname, 26. Rabenvögel, 27. Zahlwort, 28. Abscheu, 29. Fell des sibirischen Eichhörnchens, 30. ein Wahrzeichen unserer Hauptstadt, 31. Offizier der höchsten Rangklasse, 32. Wurfspieß, 33. Gebietsteil im Westen der Indischen Union, 34. Bergkammlinie, 35. in der Datenverarbeitung das Gegenteil von Software, 36. ein Neubaugebiet unserer Hauptstadt, 37. Mädchenname, 38. westeuropäischer Inselbewohner, 39. Berg bei Innsbruck, 40. Schiffsanlegestelle im Hafen, 41. svw. Freund, Kollege, 42. gelbroter Pflanzenfarbstoff, 43. Vorgebirge, Landspitze, 44. Fruchtinneres, 45. Geliebte des Zeus, 46. poln. Schriftsteller, 47. inhaltlos, 48. Augendeckel, 49. Schiffsgeschwindigkeitsmesser, 50. Zeichen, 51. Koseform für Mutter, 52. ein Kürbisgewächs, 53. weibl. Operngestalt aus „Der Bajazzo", 54. jugoslaw. Bezirksstadt in Serbien, 55. fruchtbarer Wüstenstrich, 56. engl. Zahlwort, 57. griech. Gebirge, 58. svw. Pförtner, Hauswart, 59. bedeutendster französ. Prosaschriftsteller der Renaissance, 60. Berg im Süden Jordaniens, 61. Waldtier, 62. männl. Hase, 63. umfangreiche Prosaerzählung (Mz.), 64. nordamerikan. marxist. Publizist und Schriftsteller („Zehn Tage, die die Welt erschütterten"), 65. helfender Hinweis, 66. Wendekommando, 67. Bücher-, Warengestell, 68. Berliner Bildhauer (1764–1850), schuf die Quadriga für das Brandenburger Tor, 69. ein Meeres-Plattfisch, 70. armenisches Zupfinstrument, 71. Singvogel, 72. Schlupfwinkel, verrufene Kneipe, 73. Ort im Norden der Lettischen SSR, 74. svw. Gestalt, Figur, 75. Badeort in Belgien, 76. internationaler Hilferuf, 77. Stadt südl. von Leningrad, 78. Fluß zum Baikalsee, 79. Handlung, 80. Laubbaum, 81. russ. Admiral und Polarforscher (1797–1870).

SCHACH

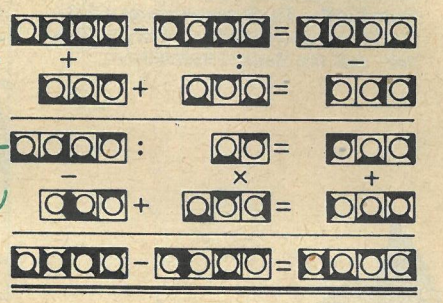
Hat-Trick-Auftakt

GRÜNDFELD-INDISCH, A. Karpow (UdSSR) – G. Kasparow (UdSSR), WM-Revanchematch, Leningrad '86, 17. Partie (in Klammern Bedenkzeit in Minuten): **1. d4 (0) Sf6 (1) 2. c4 (0) g6 (0) 3. Sc3 (0) d5 (0) 4. Sf3 (0) Lg7 (0) 5. Db3 (1) dc (7) 6. D:c4 (0) 0-0 (0) 7. e4 (0) Lg4 (0) 8. Le3 (1) Sfd7 (0) 9. Td1 (1) Sc6 (0) 10. Le2 (0) Sb6 (0) 11. Dc5 (1) Dd6 (0) 12. e5 (0) D:c5 (1) 13. dc (0) Sc8 (1) 14. h3 (1) L:f3 (1) 15. L:f3 (0) L:e5 (9) 16. L:c6 (5) bc (0) 17. Ld4 (0) Lf4 (24) 18. 0-0 (5) a5 (26) 19. Tfe1 (12) a4 (7) 20. Te4 (14) Lh6 (3) 21. Le5 (1) a3 (0) 22. b3 (0) Sa7 (18) 23. Td7 (5) Lc1 (17) 24. T:c7 (18) Lb2 (3) 25. Sa4 (10) Sb5 (1) 26. T:c6 (1) Tfd8 (0) 27. Tb6 (12) Td5 (3) 28. Lg3 (6) Sc3 (9) 29. S:c3 (1) L:c3 (0) 30. c6 (1) Ld4 (0) 31. Tb7 (2) Schwarz gab auf.**

Mit dieser Gewinnpartie eröffnete Exweltmeister Anatoli Karpow, in Leningrad mit 6,5:9,5 Punkten im Rückstand, seinen „berühmten Hat-Trick – im Fußball: drei Tore eines Spielers hintereinander innerhalb einer Halbzeit. Doch am Schluß hatte trotz des 9,5:9,5 Weltmeister Garri Kasparow mit 12,5:11,5 knapp das bessere Ende für sich.

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:

Nadel – Nelke – Hasen – Erbse – Lido – Ornat – Belag

Die Anfangsbuchstaben der neuen Begriffe – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben den Namen eines großen deutschen Dichters und Literaturtheoretikers (1729–1781).

Auflösungen aus Heft 1/1987

Kreuzgitter. Waagerecht: Overall (45), Stadion (66), Orel (49), Ido (24), Re (55), Blamage (12), Graphit (20), Ast (6), Speile (64), Kantine (31), Oka (43), non (40), April (8), Konserve (33), Oma (47), Aetit (2), Speer (62), km (34), Ionen (26), Ni (42), Tesla (70), Panik (53), ATA (4), Arsenjew (11), Sarmi (60), Kai (29), Olm (51), Tortosa (72), Tamara (68), Gas (21), Agentur (9), Leipzig (36), Na (38), Ene (14), Sano (63), Fliesen (18), Rutland (58).
Senkrecht: Volkskammer (75), Era (16), rem (56), Ala (1), Liesen (37), Sog (67), Ara (7), Depot (13), Orion (50), Gal (19), Ria (57), Papa (54), Ilia (28), Knoten (32), Nuss (41), Irre (27), Egeria (15), Okinawa (48), Lei (35), epi (17), Ventilation (74), Oktant (44), Topeka (73), Ile (23), Nis (39), SSSR (65), anno (3), Kamm (30), Amor (10), Italer (25), Orgel (46), Tanne (69), Sau (61), Ase (5), Tas (71), Ren (59), Ist (22), PAL (52), Zna (76).
Buchstabentausch: Leib, Pudel, Seni, Herz, Kitz, Henna, Ruder, Kind. – Blizzard.

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Pan, 2. Raten, 3. Karel, 4. Tukan, 5. Basar, 6. Hagel, 7. Natal, 8. Sinai, 9. Tat.
Von der Zahl nach links: 3. Kap, 4. Tatar, 5. Buren, 6. Haken, 7. Nasal, 8. Sagan, 9. Titer, 10. Kanal, 11. Tal.
Füllrätsel: 1. Lagune, 2. Aladin, 3. Halali, 4. Okular, 5. Angola.
Wörterband. Von außen nach innen: Niesel, Lepra, Mode, Erben, Edam, Magie, Losung, Ate, Transit, Lied, Arion, Isel, Leber.
Von innen nach außen: Rebell, Esino, Irade, Iltis, Narte, Ta, Gnu, Solei, Gamma, Deneb, Reed, Omar, Pelle, Sein.
Umstellrätsel: Kant, Lampe, Epos, Inka, Salbe, Tapir. – Kleist.
Um die Ecke gedacht: Laubenpieper.

Raten und Rechnen:

976	:	8	=	122
−		×		+
193	+	52	=	245
783	−	416	=	367

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 23) aus Heft 25/1986

Waagerecht: 1. Dan, 3. Gontscharow, 8. Cali, 13. Tarpan, 16. Ebro, 18. Tal, 21. Artel, 22. Legat, 25. Rai, 26. Granin, 28. Ne, 29. neo, 31. Gail, 32. Daus, 34. Belgrad, 35. Duo, 36. Eta, 37. Nil, 38. Egel, 39. Lomonossow, 42. Enz, 43. Sol, 44. Ba, 45. IL, 46. Bek, 47. Spa, 49. Babuschkin, 53. Amor, 54. Nis, 57. Olm, 59. Erg, 60. Erdteil, 62. Nota, 64. Hugo, 66. Ohr, 67. Ob, 68. Karate, 70. Bad, 71. Nomen, 74. Laden, 76. Lei, 77. Inka, 79. Kiruna, 80. Areg, 83. Lage, 84. Kanu, 85. Rachmaninow, 86. Maniser.

Senkrecht: 2. Altai, 4. Opal, 5. Sole, 6. Hera, 7. Rue, 9. Antimon, 10. III, 11. Art, 12. Borodin, 13. Arndt, 15. Peru, 17. Bande, 19. iga, 20. Wal, 22. Leben, 23. Gel, 24. Torso, 27. Rigel, 30. Balakowo, 31. Glasunow, 33. Aal, 36. Elba, 40. Mob, 41. Suk, 42. Elam, 46. Braut, 48. Pogodin, 50. Aldan, 51. Colon, 52. Not, 55. Serbien, 56. Terek, 58. Laken, 61. Elm, 63. Omar, 64. Halali, 65. Gelege, 69. Anapa, 72. Odem, 73. Elan, 74. Lido, 75. Dur, 76. Lek, 78. Arc, 81. Ras, 82. Ger. –
Lösungswort: Serbokroatisch.

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Frank Ryssel, Arnsdorf, 8143
2. Preis:
75,– M Günter Kegebein, Bitterfeld, 4400
3. Preis:
50,– M Uwe Schmidt, Kalkwitz, 7541
4. bis 8. Preis:
je 25,– M Uwe Kummer, Sömmerda, 5230; Edelgard Weden, Neustrelitz, 2080; Dieter Seiler, Luckenwalde, 1710; Margot Ehrlich, Berlin, 1071; Ines Feger, Staßfurt 1, 3250.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Frei nach einem Märchen von Pjotr Jerschow. Nacherzählt von Olga Pogorelowa, gezeichnet von Viktor Trintschenko, Moskau

Die Freunde hatten es sehr eilig, zum Wal zurückzukehren. Der lag schlafend in der glühenden Mittagssonne. Wild trommelte das bucklige Pferdchen mit den Hufen auf den Rücken des Wales. „He, wir wissen, wie du erlöst werden kannst! Gedulde dich nur ein paar Stunden!" – Dann sprang Iwan auf den Kirchturm und läutete so wild die Glokken, daß die Bauern herbeiliefen.

Und übermütig mit dem Schwanz schlagend, stürzte sich der Wal in sein nasses Element.

Fortsetzung von Seite 35

In der Nah-aufnahme

markt – unter Sachen, die aus der Mode gekommen waren. Sein Held kaufte sich nicht das, was ihm gefiel, sondern das, was er sich leisten konnte. Nicht alle hatten in den alten Zeiten das Recht zu wählen. Ich war mit einem Maler befreundet.

Er kam zu mir und sagte: „Ich brauche Schuhe."

Ich selbst hatte ein Paar Soldatenstiefel und noch irgendwelche Schuhe, fragte meinen Freund, was für Schuhe er brauche, welche Größe er habe.

Er antwortete betrübt: „Mein Fuß wird sich nach dem Schuh richten."

Wir alle trugen damals Schuhe, die nicht paßten, versuchten, möglichst solche zu nehmen, die zu groß waren. Wir zogen Hosen ohne Anprobe an, und unsere Beine richteten sich nach den Hosen. Dem Helden, den Dickens in „David Copperfield" beschrieb, waren die Hosen zu kurz, immer zu kurz.

Chaplins Hosen waren ewig zu lang. Das sind zwei Arten, Hosen zu tragen.

Die dritte war schwer zugänglich, sie erforderte das Anprobieren. Chaplin trug auf der Leinwand eine Melone: Melonen waren damals bereits aus der Mode gekommen, sie waren leicht zu haben, keiner trug sie mehr, man trug sie ab. In Odessa ging ich einmal ins Stadtbad, in dessen geräumige Sauna-Abteilung. Auf den oberen Pritschen brachte man sich ins Schwitzen und trug dabei eine Melone.

Chaplin hatte einen Spazierstock in der Hand: ohne den kann man durchaus leben, besonders im Alter von Chaplins Leinwandhelden. Sein Stock ist etwas Überflüssiges, fast ein Stück Luxus.

Sein Kostüm wurde „chaplinesk": seine Melone, seine Hosen, seine Schuhe – all das war das Kostüm eines Clowns.

Doch nicht einfach eines Clowns.

Es wurde aufgefaßt und einzeln fixiert wie eine Königskrone oder ein Königsmantel.

Doch dies war die einzige Krone und der einzige Königsmantel des Elends auf der Welt. Alles verändert sich in der traurigen Welt.

Chaplin wurde reich. Jeden Film sahen dreihundert Millionen Menschen. Und er trug noch immer die Melone, filmte auch mit ihr, als er Alaska zu Zeiten des „Goldrausches" zeigte.

Chaplin wurde so reich, daß er sich in seinem Anwesen einen Swimmingpool in Form dieser Melone bauen ließ und darin badete.

Das war die dritte Verwandlung der Melone.

Zu Hause war Chaplin kräftig und stramm, bewegte er sich geschickt.

Auf der Leinwand war er ein Charlie, montiert aus Requisiten und Manieren der Welt der Pechvögel.

Zu Hause sah er aus wie ein Mensch, der vor Gesundheit strotzte, wie ein Wolf. Er war ungestüm, auf der Hut, kühn und voller Neugier.

Damals, 1930, mochte er unser Land.

Chaplin, der Künstler, nicht der von zu Hause, sondern der aus dem Studio, wußte um die Bitternis der Lichter der Großstadt, um die vergebliche Mühe einer Freundschaft mit Millionären. Ein Millionär, dem die Frau weggelaufen war, wollte sich ertränken. Der Leinwand-Chaplin rettete ihn und wurde zum Freund des betrunkenen Millionärs. Nüchtern erkannte der ihn nicht, betrunken war er ein Humanist, dem Retter dankbar.

In dem Film „Lichter der Großstadt" teilte sich Chaplin in einen armen und einen reichen Chaplin. Der arme Chaplin war der verborgene, das Genie Chaplin.

Charlie vergaß niemals seine Kindheit. In „The Kid", wo Chaplin zusammen mit Jackie Coogan auftrat, ließ er jene Kammer nachbauen, in der die Brüder Chaplin gemeinsam mit ihrer vor Elend und Hunger verrückt gewordenen Mutter gelebt hatten.

Der reiche Chaplin war ständig von schönen Frauen umringt, doch sie verließen ihn. Die Liebesgeschichten Chaplins endeten im Gerichtssaal, mit einer Klage, obwohl er ein attraktiver, anziehender und anhänglicher Mann war.

Sergej Eisenstein fuhr in seiner Jugend lange Zeit über mit Waggons vollgepfropfte Gleise des Bürgerkriegs. Damals erlebte er seine erste, unerfüllte Liebe. Schrieb seiner Mutter darüber mit trauriger Ironie und voller Vorahnung.

Die Liebe Chaplins, eines Menschen, der so viel geliebt hat, war ebenfalls unglücklich. „Die Lichter der Großstadt" erzählen von der Liebe zwischen einem Vagabunden und einem blinden Mädchen. Die Blinde hielt den Penner durch Zufall für einen Reichen. Der Reiche sah die Blinde, bemitleidete sie, machte ihr Geschenke, richtete ihr Leben ein, heilte sie gar. Ganz zum Schluß erkannte sie ihn an seiner Hand wieder. Sie unterhielt einen Blumenladen, den sie mit Charlies Geld eröffnet hatte. Sie reichte dem Bettler zuerst eine Blume, dann ein Almosen, berührte seine Hand und erkannte sie wieder.

Damit endete der Film, und das Wiedersehen brachte zugleich den Abschied.

Chaplin träumte zu jener Zeit in seinem reichen Haus seltsame Träume und vergegenständlichte sie. Er sah das im Wohlstand lebende Amerika als eine Statue, die vor ihrer feierlichen Einweihung in ein Tuch gehüllt ist. Der Vagabund ohne Dach überm Kopf kroch unter das Tuch, legte sich auf die Knie dieser steinernen Frau und schlief ein. Am nächsten Morgen fand die Einweihung statt. Ein Orchester spielte, die Hülle fiel, der Vagabund stand auf und setzte, in dem Glauben, man begrüße ihn, konfus seine Melone ab. Der Bettler salutierte dem Feiertag von Amerikas Wohlstand.

Das war zum Staunen. Doch viele in Amerika wollten nicht mehr staunen.

Die Welt des Films hatte sich verändert. Er begann zu sprechen.

Das wohlhabende Amerika wollte, daß Chaplin auf der Leinwand das sage, womit die Mehrheit einverstanden war, und diese wünschte wohlhabend zu sein oder wohlhabend auszusehen.

Fotos: Archiv

DEWAG Rostock

Mit moderner Fangflotte

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich:

Fischverarbeitung
als
Produktionsarbeiter

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
Mindestalter 18 Jahre und ein guter Gesundheitszustand.

Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

Reg.-Nr. 227/III/86

Achtung Schulabgänger!

Kommt zu uns!

Ein Beruf mit Zugkraft bei der Deutschen Reichsbahn

Zukunftsorientiert Interessant ● Vielseitig

Wir bilden aus!

Berufe für Abgänger der 10. Klasse:

- Lokomotivführer über Ausbildungsberuf Schienenfahrzeugschlosser
- Facharbeiter für Eisenbahnbetrieb
- Facharbeiter für Eisenbahnbau
- Facharbeiter für Rangiertechnik
- Schienenfahrzeugschlosser
- Elektromonteur
- Elektrosignalmechaniker
- Facharbeiter für Nachrichtentechnik
- Instandhaltungsmechaniker

Beruf für Abgänger der 8. Klasse:

- Gleisbaufacharbeiter

Alle Reichsbahn-Dienstellen nehmen Bewerbungen entgegen oder erteilen Auskünfte.

Bernd Siegmund (Text)
und Lothar Willmann (Fotos)
erlebten...

Bekanntlich liegen Geschichten, die das Leben schreibt, auf der Straße. Viele berühmte Schriftsteller konnten diese Erfahrung machen. Obwohl der Fakt als solcher in jeder Straße der Welt anzutreffen ist, war es bisher noch niemandem gelungen, eine solche Geschichte auch zu fotografieren. Entweder war gerade kein Apparat zur Hand. Oder es war kein Film in der Kamera. Oder es war zu dunkel. Oder der Fotograf war von jungen Mädchen abgelenkt, die so taten, als wären sie eine Geschichte... Und dann waren sie doch keine. Traurig, traurig: Immer mußte ein Dichter mit seinem Wort herhalten.

Das ist nun endlich anders. Und das kam so:

Eines schönen Tages spazierten Lothar Willmann und ich durch Kiew, nichts Böses ahnend. Und siehe da, es kam auch nichts Böses. Nur zwei alte Männer gingen freudig erregt aufeinander zu, blieben stehen und... Plötzlich flüsterte Lothar Willmann ganz erregt: „Sieh doch..." – „Was soll ich sehen?"

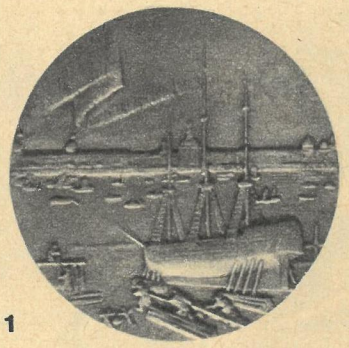
„Na da, die Geschichte, die auf der Straße liegt. Die beiden Männer, schau nur, wie die sich freuen... Ich möchte bloß wissen, worüber die sich unterhalten."

Tatsächlich, es war faszinierend, was sich auf ihren Gesichtern abspielte. Heimlich, still und leise schlich ich auf die beiden zu. Ein paar Schritte noch, ich hörte sie schon kichern und gakkern, da... kam eine Straßenbahn. Und das Rattern der Räder verschlang ihr Gespräch. Als es endlich

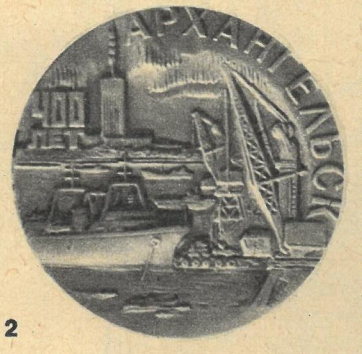
Eine unerhörte Geschichte

wieder leise wurde, drehten sich die beiden um, und ich sah nur noch ihre Rücken. Enttäuscht ging ich zurück.
„Erzähl schon", sagte Lothar voller Spannung, „was haben die beiden miteinander gesprochen?"
„Ich weiß nicht", sagte ich traurig, „ich konnte nichts hören. Nun gibt es eine unerhörte Geschichte mehr auf der Welt."

MEDAILLEN-SCHAU



1

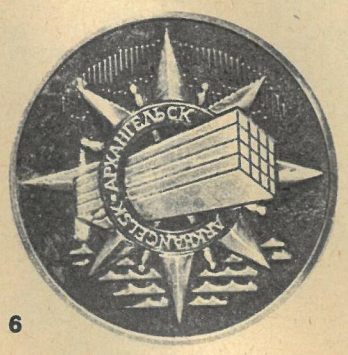


2

3

4

5



6

Archangelsk in Alu und Bronze

„Aber das schönste an Archangelsk ist die mächtige, ihre Farben ständig wechselnde Nördliche Dwina. Der Fluß verbreitert sich gegenüber Archangelsk zu einer riesigen Reede, der die zahlreichen Schiffe ein ganz seemäßiges Aussehen geben ... an sonnigen Tagen schmeichelt er dem Auge mit lasurblauer Glätte und erinnert an das Schwarze Meer, an die Küste der Krim. Bei Sturm bedeckt er sich bedrohlich mit bleiernem Glanz, über den die weißen Kämme der Wogen rollen." So schwärmen die Autoren Michailow und Pokschischewski in dem Buch „Reise über die Karte der Sowjetunion" von dieser 400 Jahre alten Stadt. Den Befehl zur Errichtung der ersten Bauten unweit der Dwinamündung ins Weiße Meer gab der russische Zar Iwan der Schreckliche im Jahre 1584. 1897 hatte die Stadt 20 000 Einwohner. Unter der Sowjetmacht setzte ihre stürmische Entwicklung ein, zum 400. Geburtstag zählte sie 350 000 Einwohner. Heute ist Archangelsk unter anderem Sitz einer der 16 sowjetischen Seereedereien, der Northern Shipping Company. Das ist mit 150 Spezial-Holzfrachtern die größte Spezialreederei der Welt für Holztransporte. Als Holzhafen ist Archangelsk auch vielen DDR-Seeleuten bekannt. Zum 400. Jubiläum der Stadtgründung erschienen zwei Gedenkmedaillen mit Ansichten aus Vergangenheit und Gegenwart: In Bronze eine Schiffswerft aus dem 18. Jahrhundert, auf der anderen Seite moderne Schiffe und Krane vor dem Obelisk „Norden" (1 und 2); in Aluminium der Gostiny dwor (Kaufhof) aus dem 18. Jahrhundert, dazu Hochhäuser und wiederum der Obelisk „Norden" (3 und 4). Als Souvenir für Geschäftspartner auf dem Seefrachtenmarkt ließ die Northern Shipping Company eine Bronzemedaille (5 und 6) prägen, deren Rückseite besonders interessant ist: Ein Holzstapel, umschlossen von einer Kompaßrose, dazu stilisiert vom Wind bewegte Wellen am unteren Rand. Am oberen Rand erkennt der phantasiebegabte Betrachter – wie übrigens auch auf den anderen beiden Medaillen – die imposanteste Naturerscheinung nördlicher Breiten: das Nordlicht.

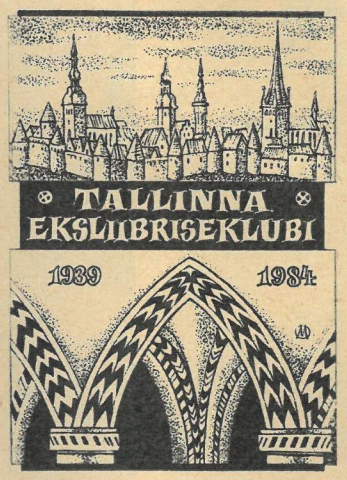
Alfred Kasanowski

Sie fragen wir antworten

Heute Riesenslalom auf einem Vulkan

Neben den bekannten alpinen Skigebieten der Sowjetunion – das Abfahren vom Elbrus eingeschlossen – soll jetzt auch ein solches auf der Kamtschatka-Halbinsel „entdeckt" worden sein. Dabei spielt der erloschene Vulkan Awatscha ein Rolle. Können Sie Näheres dazu sagen? *Alice Brinkmann, Dresden*

Die Alpinisten auf Kamtschatka nennen den Awatscha unweit der Stadt Petropawlowsk ihren „Hausvulkan". Er ist bequem zugänglich, der Aufstieg nicht allzu kompliziert. Anfang der achtziger Jahre unternahmen alpine Skiläufer zum ersten Mal eine Abfahrt über den Nordwesthang des Berges. Später machten andere die Sache noch etwas schwieriger. Sie wählten die Route über den westlichen Hang hinauf, bewältigten den Vulkankegel mit Skiern und fuhren über die Kuppe Uglowaja und den Gletscher des Vulkans Koselski hinunter. „Ein sechs Kilometer langer Riesenslalom", berichtete der *TASS-Korrespondent Igor Wainstein,* der mit sieben Gefährten – einem Bergführer, einem Geologen, einem Mediziner, einem Künstler, einem Feuerwehrhauptmann, einem Techniker und einem Fotoreporter – die Tour unternahm. „Bis wir am Ziel waren, hatten wir fünfzehn Stunden Gehen, Klettern und Abfahrtslauf hinter uns und stellten fest, daß wir eine geradezu gigantische Slalomstrecke erschlossen hatten. Nachdem wir uns von der Kraxelei und der scheinbar endlosen alpinen Abfahrt am Lagerfeuer erholt hatten, mußten wir einige Dutzend Kilometer Fußmarsch auf uns nehmen, bis wir wieder auf einer richtigen Straße standen."



Exlibris auf Reisen

Kunst aus der Sowjetunion gibt es oft im Klubhaus der Eisenbahner von Brandenburg-Kirchmöser zu sehen. Auf Initiative der Interessengemeinschaft Bildbetrachtung zeigten schon mehrere sowjetische Künstler ihre Handzeichnungen, Druckgrafiken und Aquarelle. Vor einigen Monaten gab es eine Ausstellung von Exlibris und Kleingrafiken der estnischen Künstlerin Maret Olvet zu sehen. Interessant war die Vielfalt ihrer Themen. Die Künstlerin aus Tallinn versteht es, estnische Bauwerke, Landschaften und Szenen aus dem Nationalepos „Kalevipoeg" im kleinen Format zu gestalten. Ihre Menschen- und Tierdarstellungen sind zart und einfühlsam und fanden großen Anklang bei den Besuchern.

Brigitte Fiedler, Brandenburg

Wer schreibt uns?

Laila Jékabsone und Sandra Mikschta, Schülerinnen der 11. Klasse, wünschen Briefwechsel mit Jugendlichen aus der DDR. Ihre Hobbys: Film, Musik, Spielzeug, Mode. UdSSR, Lettische SSR, 228 305 Madliena, „Liepas" – 1

Erika Funkner, 17 Jahre, möchte gern mit Mädchen oder Jungen aus der DDR korrespondieren. Interessen: Musik, Theater, Sport, Reisen. UdSSR, Lettische SSR, 228 305 Madliena, „Gatves" – 13

Unser Klub der internationalen Freundschaft von der Nowosibirsker Jugendbibliothek (Mitglieder 11 bis 21 Jahre) sucht gleichaltrige Brieffreunde. UdSSR, Gebietsjugendbibliothek (NOJUB), KID „Meridian", 630 099 Nowosibirsk 99, Krasny prospekt 26

Angela G. Weretnowaja, 17 Jahre, wünscht Briefwechsel in deutscher oder russischer Sprache. Interessen: Sport, Musik, Zeichnen. Mongolische VR, Ulan-Bator 13, Postfach: 1033

Lüna Nopasson, Schülerin der 5. Klasse, lernt Deutsch und sucht Brieffreundin in der DDR. UdSSR, Estnische SSR, 202 400 Tartu, Peetrè 29a – 24

Fäden hin und her

Mag sein, was will, jeden zweiten Dienstag im Monat packen einige Frauen in Grevesmühlen nach dem Abendbrot Handarbeitsutensilien ein und verlassen Familie und Wohnung. Ihr Ziel ist das Kreiskabinett für Kulturarbeit, wo der Zirkel Volkskünstlerisches Laienschaffen der VKSK-Sparte Rassekaninchenzucht sein Domizil hat. Gelegentlich gehört ein Samowar zu ihrem Rüstzeug – ein echter russischer, in dem das Wasser mit Holzkohleglut erhitzt wird, und zwar immer dann, wenn sowjetische Gäste kommen. Die erste Begegnung dieser Art fand im März 1978 statt, seitdem laden sie sich zweimal im Jahr ihre Freunde ein, unterhalten sich zwanglos, führen Handarbeitstechniken vor. Besonderen Beifall fand ein junger Offizier, der in seine Technik für Treibarbeiten und Gipsschnitte einführte. Auch werden gemeinsam praktische Kleinigkeiten gestaltet, Tischkarten für einen Kindergeburtstag oder ähnliches.

Werner Bönisch, Rostock

Kreis-Jahresbilanz in Sachen „Freundschaftstreffen“: 15 Touristengruppen aus der Sowjetunion waren unsere Gäste, an alle erinnern wir uns gern. Eine besondere Attraktion hatten sich Textilarbeiter aus Duschanbe ausgedacht, die im VEB Volltuch Luckenwalde zu Besuch waren. Sie brachten Granatäpfel mit und zeigten uns, wie man diese orientalischen Früchte verzehrt. *Helmut Katterwe, Luckenwalde*

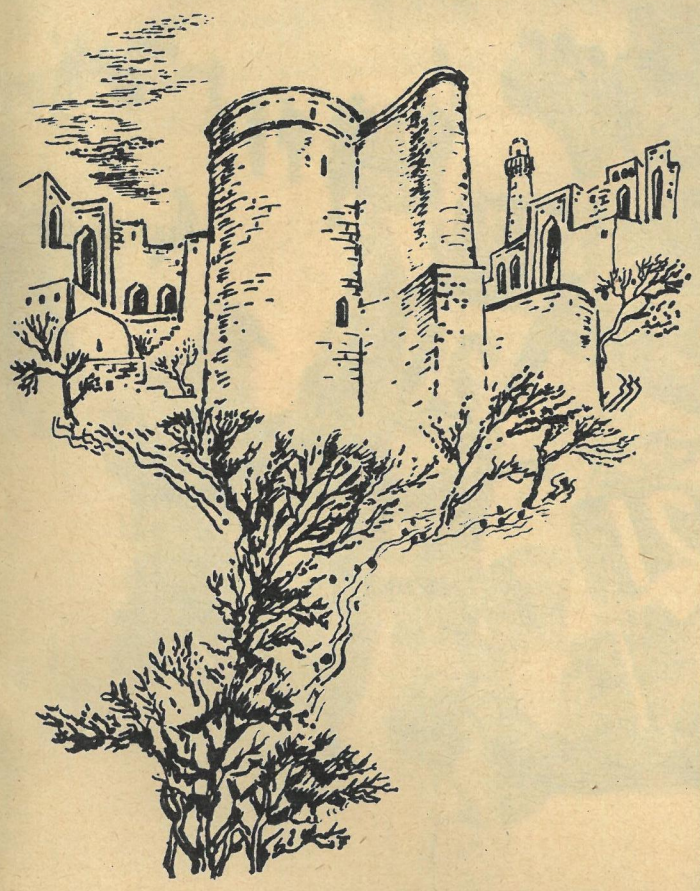
Preisfrage

Heft 2/87

Wer war einer der größten Tempoläufer über 5000 und 10 000 Meter?

Die Lösung finden sie in einem Beitrag dieses Hefts. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 4/87. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 28. Januar 1987. Auflösung von Heft 26/86: Im Jahre 1926. Wir gratulieren diesmal zwei Gewinnern von je 50 Mark: Christa Gläsel, Bad Brambach; Harold Müller, Schleiz.

Redaktion: Ingrid Buchholz;
Fotos: I. Wainstein;
Repros: Alfred Kasanowski (6), „China im Bild“



Lesergrafik Diese Ansicht des alten Baku zeichnete für uns Nasim Ejbat Babajew aus Mittelasien.

Weiße Flotte auf dem Tedonggang

Mit großer Freude erfuhr ich, daß der Präsident der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik Kim Il Sung nach seinem Besuch der DDR, bei dem er auch eine Fahrt mit einem historischen Elbdampfer unternahm, für sein Land eine Fahrgastflotte erbauen lassen will. Es ist hoch anzuerkennen, wie gut es den Koreanern gelungen ist, diesen nicht unkomplizierten Dampfer in so kurzer Zeit nachzubauen. Wir legten in der Werft Dresden Laubegast die „Dresden“ am 28. Januar 1926 auf Stapel, der Stapellauf erfolgte am 28. April, die erste Fahrt am 29. Juni 1926. Ich persönlich habe in meinem letzten Lehrjahr 1925 an der Konstruktion mitgearbeitet und Bauzeichnungen angefertigt. Ich freue mich, in meinem hohen Alter von fast 80 Jahren noch zu erleben, wie das Schiff von damals auf solche Weise auch gute Dienste leistet.

Johannes Lüttich, Dresden

Der Holzölbaum

Aufmerksam habe ich in der FW 24/86 den Beitrag über die Adsharische ASSR gelesen. Dabei bin ich auf den Begriff „Tungbaum“ gestoßen. Mir ist Tungöl im Zusammenhang mit der Flugzeugindustrie bekannt. Das Lexikon sagt sehr wenig dazu. Könnten Sie Einzelheiten über den Tungbaum und eventuell ein Foto bringen?

Edda Steinberg, Berlin

Der Tungbaum, auch Tungölbaum oder Holzölbaum genannt, ist ein ostasiatisches Wolfsmilchgewächs (Gattung Aleurites) und in tropischen Gegenden (Zentralchina, Sri Lanka) beheimatet. Dem hohen Gehalt der Samenkerne an rasch trocknenden Ölen verdankt dieser neun bis zwölf Meter hohe laubabwerfende Baum eine bereits Jahrhunderte währende Nutzung. Aus den weißen bis rosa Blüten (siehe Foto) entwickeln sich Früchte, welche drei bis sieben von einer dicken, harten Schale umgebene Samen enthalten.

Das wertvolle Tung- oder Holzöl verwendet man vor allem für technische Zwecke: in der Lack- und Farbenindustrie, zum Imprägnieren und Beizen von Holz und Stoffen, als Brennöl, zur Herstellung synthetischer Harze, zur Seifen- und Linoleumherstellung, zur Anfertigung von Ölpapier sowie für die traditionellen chinesischen Regenschirme. Anbauversuche werden in Teilen der Sowjetunion, zum Beispiel im Kaukasusgebiet, unternommen.

In Morgenröthe-Rautenkranz

Im Zusammenhang mit dem Beitrag „Parlament der Außerirdischen“ (FW 24/86) ein Hinweis: Im Geburtsort unseres Fliegerkosmonauten Sigmund Jähn befindet sich die ständige Ausstellung „Erster gemeinsamer Kosmosflug UdSSR – DDR“. Mehr als 500 000 Besucher sahen sich bisher Original-Raumschiffexponate und persönliche Gegenstände an. Fotos und Grafiken bringen Bereiche der Kosmosforschung nahe.

Horst Schwalbe, Zwickau

Das Erinnerungsfoto an Sigmund Jähn schickte uns unser Leser Carl Roth, Karl-Marx-Stadt.

Bewegung allerwegen

Die Geschichte über den „ersten sowjetischen Schachweltmeister“ Michail Botwinnik (FW 25/86) hat mich sehr interessiert, weil ich die Gelegenheit hatte, seinem varianten- und ideenreichen Spiel zuzusehen, und zwar zur XIV. Schach-Olympiade, die vom 16. Oktober bis zum 9. November 1960 im Ring-Messehaus in Leipzig stattfand, zu der ich von einer Berliner Schachsektion delegiert worden war. Die sowjetischen Großmeister, besonders Exweltmeister Michail Botwinnik, der dort alle Partien gewann, standen oft im Mittelpunkt anregender Gespräche. Hierbei wurde er auch gefragt, wie es möglich ist, über mehrere Jahrzehnte hinweg eine so hohe schachsportliche Leistungsfähigkeit zu bewahren. Er erklärte, daß seine Turnlehrerin ihn einmal überredete, Morgengymnastik zu treiben, was er auch regelmäßig tat. Überhaupt, so sagte er, sei eine gute körperliche Kondition unerläßlich, um im Schach, vor allem bei längeren Turnieren, Erfolge zu erzielen; Talent allein genüge nicht.

Erich Fröhlich, Berlin

Überholt

Das Foto zum Beitrag über kommende Neuerungen der StVO (FW 24/86) ist überholt. Das Verkehrszeichen „Fußgängerschutzweg“ gibt es schon lange nicht mehr!

Günter Pratzka, Berlin

Sie haben recht, unser Griff ins Bildarchiv ging voll daneben.

Leserfoto-Nachschub

Unser Wunsch an alle Fotoamateure: Nach wie vor, liebe Leser, erbitten wir für das Leserforum Ihre neuesten Aufnahmen aus sozialistischen Ländern. Es können aber auch ebensogut Zeichnungen von Land und Leuten sein.

Herzlichen Dank

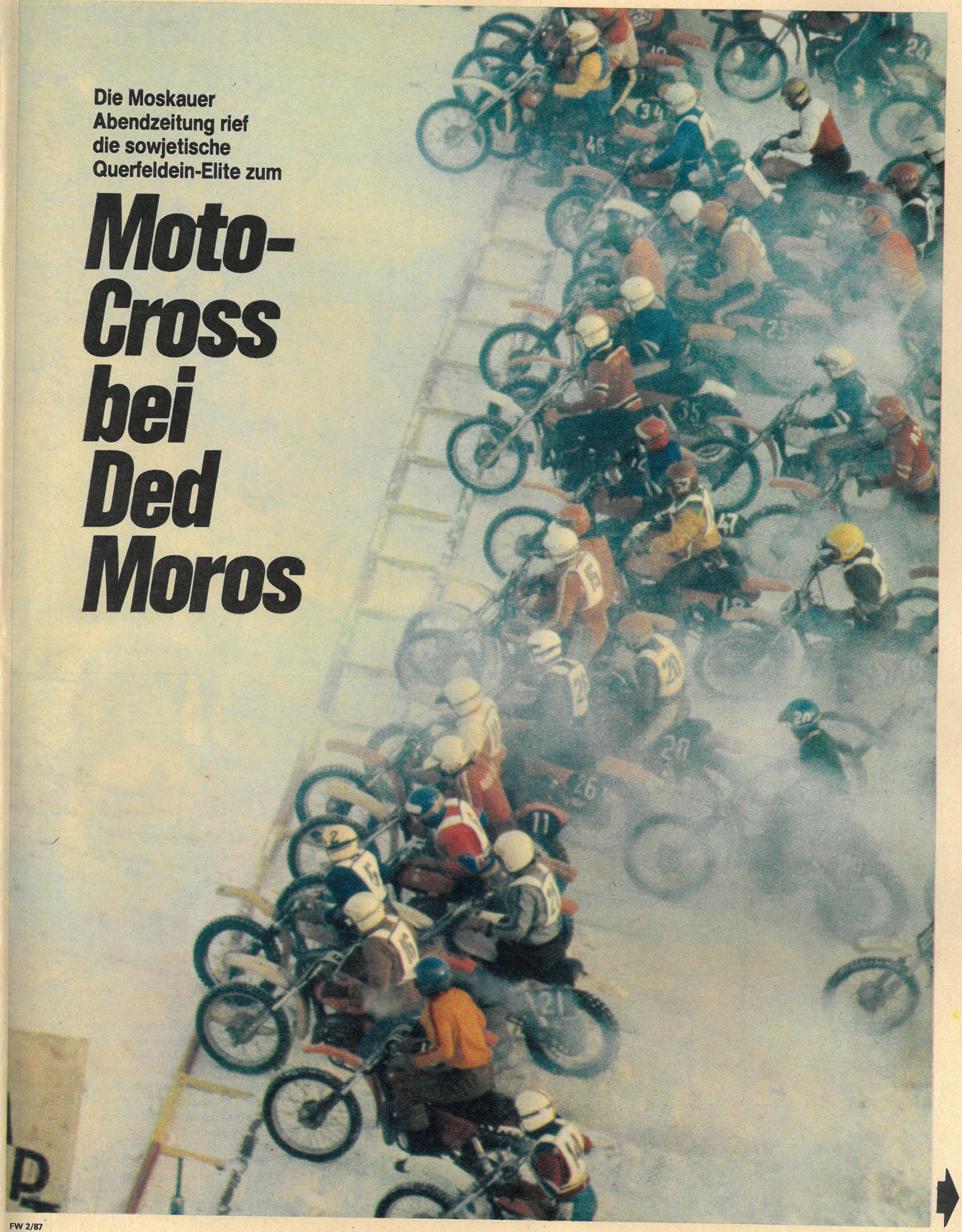
... für die vielen guten Wünsche, die uns zum Jahreswechsel 1986/87 erreichten, liebe Leser! Den weitesten Weg legte diese Karte zurück: Sie kommt von Angela Weretnowaja aus Ulan-Bator. Der kürzeste Wunsch ist aus Berlin von Fritz Lehmann. Er lautet: „Weiter so!“

12

38
21
21

Die Moskauer Abendzeitung rief die sowjetische Querfeldein-Elite zum

Moto-Cross bei Ded Moros



Beim Rennen der 250 cm³-Klasse sind vor allem JAWA-Maschinen am Start (links oben). Mit solchem Reifenprofil kann man getrost auf die waghalsige Fahrt gehen. Ein Pechvogel muß bauen (rechts oben), Winterrennen bei zwanzig Frostgraden und darunter sind eine echte Zerreißprobe! Noch ist alles beisammen (Bild rechts), der Start ist gerade erfolgt. Doch im 40-Minuten-Wettkampf scheidet sich bald die Spreu vom Weizen.

Moto-Cross bei Ded Moros

Auch der Sport hat so seine Redensarten. Im Sommer werden Skispringer gemacht, heißt es. Oder – Winterschweiß bringt dem Leichtathleten Sommerpreis. Für das Moto-Cross-Geschehen in der UdSSR indes läßt sich so etwas so einfach nicht formulieren. Da teilt sich das Jahr nämlich nicht in die Wettkampfsaison und die Monate, in denen die Sportler Kraft und Können sammeln. Für die sowjetischen Cross-Fahrer geht es eigentlich zwölf Monate lang rund. Sie können sich in jeglicher Jahreszeit erproben und beweisen. Die Regel – im Winter motte dein Zweirad ein – gilt für sie nicht. Nun ja, schließlich räumt der russische Winter alljährlich stets nur zögernd das Feld, der Sommer ist relativ kurz. Und da sich diese Motorsportler mit ihren Spezialmaschinen ohnehin niemals und nirgendwo in den öffentlichen Straßenverkehr begeben (dürfen), soll man ihnen doch ihren kälteklirrenden Spaß lassen... Grundanliegen von Cross-Rennen ist es, Zuverlässigkeit der Motorräder und Geschicklichkeit der Fahrer zu prüfen. Und das gelingt schwerlich überzeugender als auf winterlich schlitterigen Querfeldeinwegen!

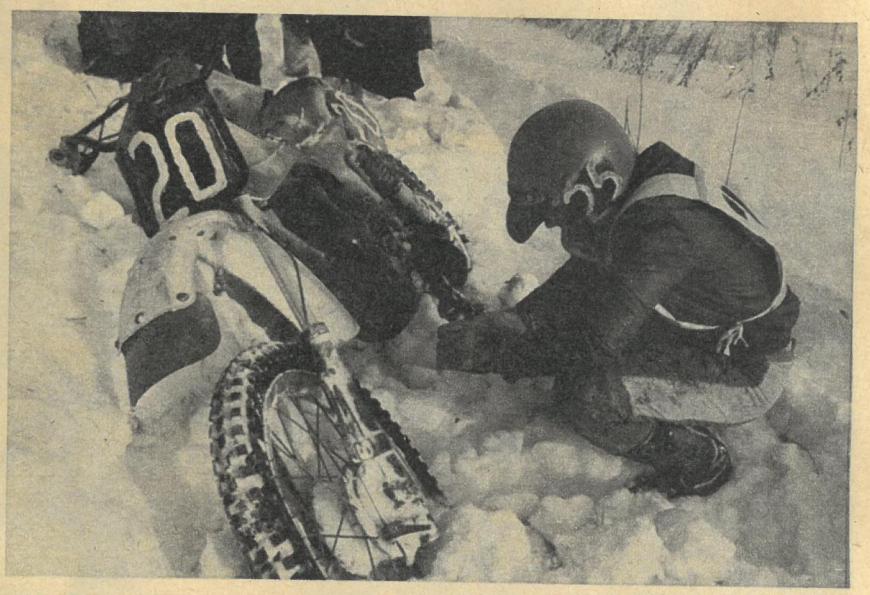
Während in der DDR „Winter-Moto-Cross" gerade dabei ist, eine Tradition zu werden (in Flöha zum Beispiel fand dieses Jahr die vierte derartige Veranstaltung statt, die immerhin viertausend Zuschauer in ihren Bann zog), wurde schon ein dutzendmal um den Preis der Zeitung „Wetschernaja Moskwa" gekämpft. Termin ist immer im schneesicheren Januar; dann ruft Ded Moros alias Väterchen Frost zum Moto-Cross an die hügeligen Ufer der Moskwa.

In der UdSSR gibt es über 47 000 Moto-Cross-Sportler. Sie wetteifern wie allgemein üblich auf Maschinen mit 125, 250, 350 und 500 cm³ in Läufen mit jeweils bis zu 40 Teilnehmern. 40 Minuten währt die wilde Jagd über Stock und Stein beziehungsweise Schnee und Eis, bis Flaggenzeichen der Spitze des Feldes bedeuten, daß nur noch zwei Runden zu fahren sind. Wer dann als erster die Ziellinie überquert, hat gewonnen. Frauen und Junioren bekommen bereits nach 25 Minuten das Signal für das bevorstehende Finish ihres Cross-Rennens.

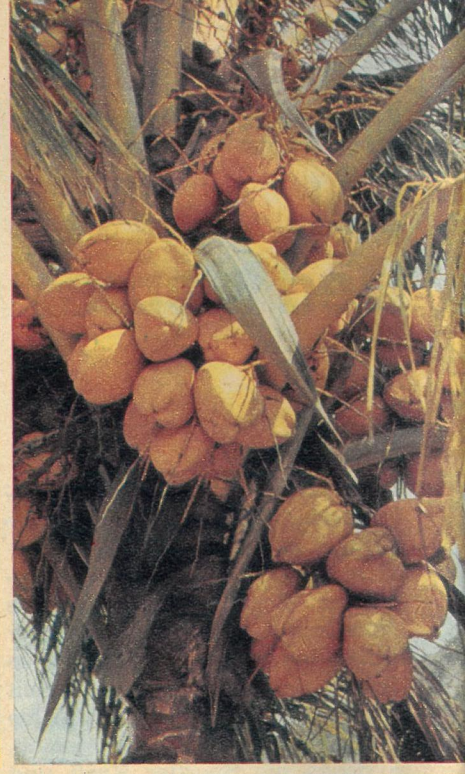
Moto-Cross-Veranstaltungen sind Querfeldeinrennen mit Motorrädern auf abgesteckter Rundstrecke. So einfach ist das im Winter nicht. Die Präparation der Wettfahrstrekken in der kalten Jahreszeit unterscheidet sich grundsätzlich vom Markieren der Sommerkurse: Gewaltige Planierraupen mit Schneeräumschildern bereiten unter dröhnendem Dieselgebrumm den singenden Motoren durch die oft meterhohe weiße Pracht den Weg zum Härtetest. Gestreut oder gelaugt wird nicht. Die durch dicke Stollen besonders griffigen Spezialreifen haben sich mit der Tücke reinen Schnees als Fahrbahnbelag auseinanderzusetzen. Die Nase vorn beim Rennen, das unsere Fotos zeigen, hatte übrigens Meister des Sports Alexander Nikitin vom Motorklub der Moskauer Kugellagerfabrik Nr. 1. Es war für ihn der erste Wettkampf nach einer schweren Verkehrsunfallverletzung. Ja, das sind Teufelskerle, die ihre Kräfte mit Ded Moros messen – und dabei bestehen!

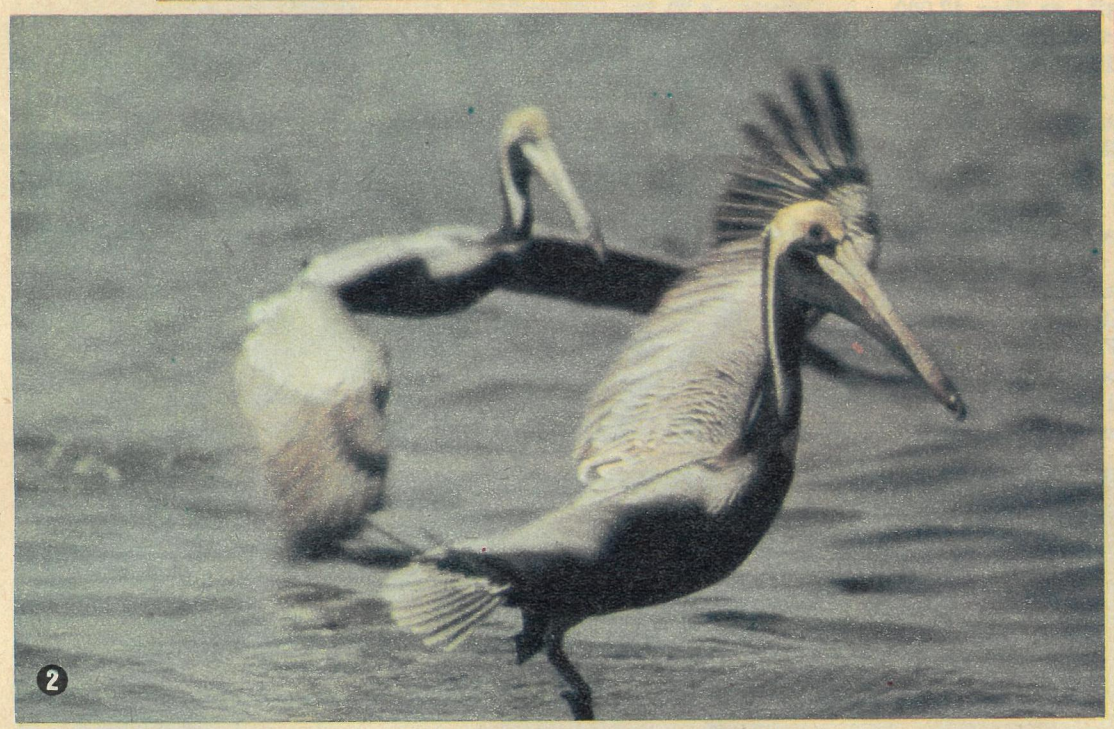
Klaus Hurrelmann (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

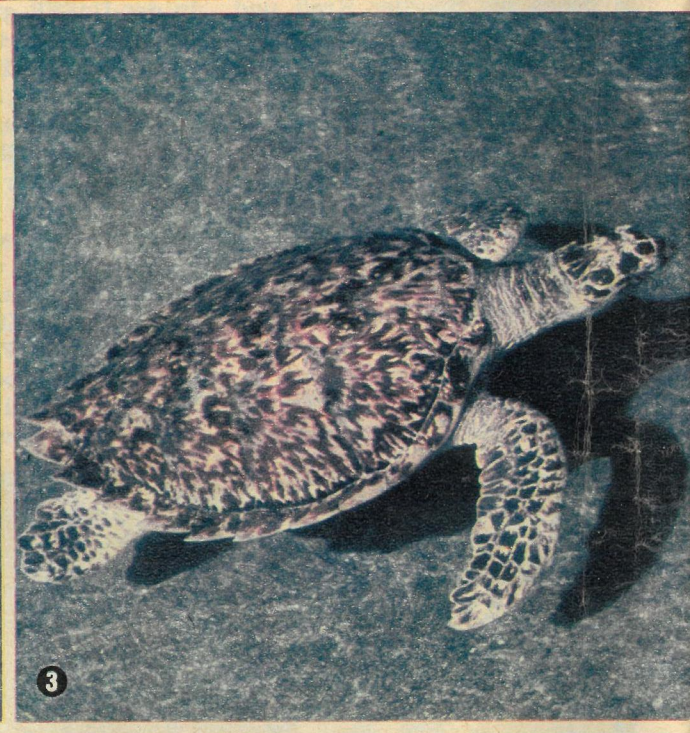
Zusatzfotos (2): W. Sufarow

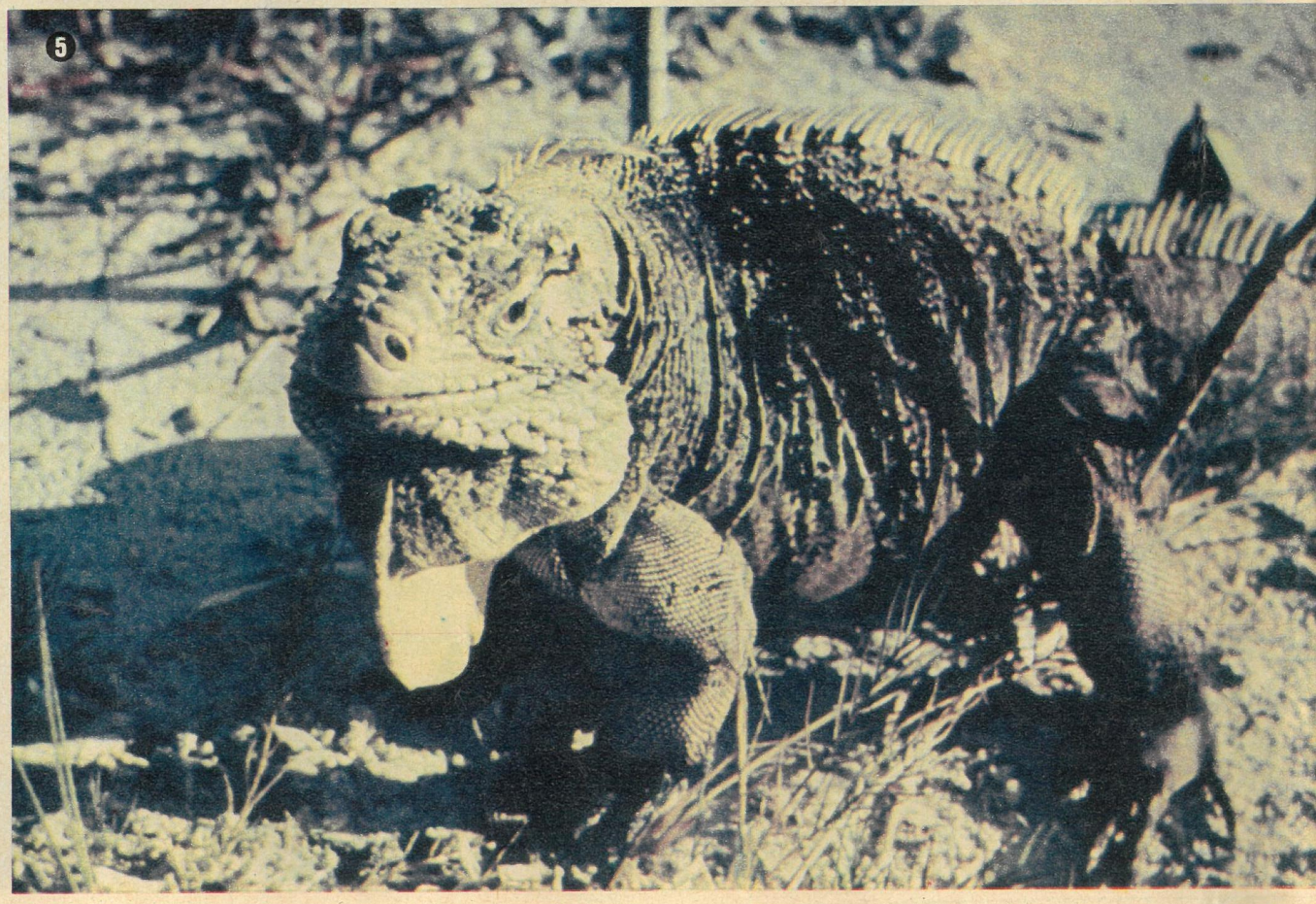


Karibischer Morgen









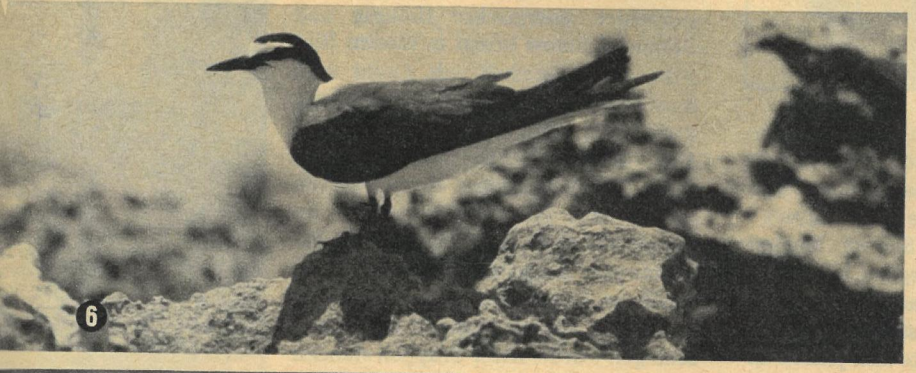
1 – Anolis-Echse, bevölkert in Scharen Gezweig und Gestein. 2 – Brauner Pelikan, gewandter Stoßtaucher amerikanischer Küsten. 3 – Junge Karettschildkröte als Schwimmerin im Flachwasser. 4 – Verzweigte Porenkoralle, ihre Stöcke siedeln mit Vorliebe an der dem Meere abgewandten, stillen Lagune eines Riffs.

Der junge Tag lockt vor die Schutzhütte, in der am einsamen Strand gelegentlich Fischer übernachten. Die Sonne kriecht über die Kimm und verschwendet ihr Gold an die weite Oberfläche des Meeres. Es funkelt und blitzt in den winzigen Wellen der von Felsen flankierten Bucht. Ich hocke im mannshohen Gras über dem Ufer und – weil keiner mithören kann – summe ich das Lied, das zu dieser Stimmung paßt… „Cuba, que linda es Cuba"… „Kuba, wie schön ist Kuba".

Hinter mir raschelt die aufkommende Morgenbrise mit den langen, sperrigen Wedeln der Kokospalmen. Eine reife, mehrere Kilogramm schwere Kokosnuß löst sich aus dem Fruchtstand, schlägt mit dumpfem Plumps auf den Boden. Davon wird die Seeschildkröte aufgeschreckt, die in der Nachbarschaft des Stammes ruhte, nachdem sie über Nacht ihre tennisballgroßen Eier im warmen Korallensand abgelegt hat. Unbeholfen, doch eilig zugleich schiebt sie den unförmigen Panzerleib mit ihren Flossen zum Meer hinunter, wobei sie eine breite, an ein Kettenfahrzeug erinnernde Spur im Boden hinterläßt.

Über der Bucht jagen Rußseeschwalben in verblüffendem Kunstflug nach Sardinen: Stillstehen in der Luft, Anziehen einer Schwinge, Abkippen nach unten, Sturzflug – Platsch! Mit einem silberglänzenden Fischchen im Schnabel tauchen sie wieder auf und fliegen davon. Ihr kreischendes Gezänk lockt einen Fregattvogel herbei, der – ein schneller, geschickter Flieger und dreimal so groß – mancher Seeschwalbe ihre Beute abjagt. Ein Stück abseits der Klippe sind Weißbauchtölpel gestartet; in Ketten- und Keilformation streben sie dicht über dem Wasser ihren Fischgründen zu. Fehlen nur noch die Meerespelikane bei diesem frühmorgendlichen Stelldichein, aber die halten sich neuerdings mehr in Nähe des Fischerdorfes auf, wo sie sich um Abfälle balgen.

Zeit für das Morgenbad. Im Spülsaum des Strandes steige ich über Seeigelpanzer, Schwämme, Korallenbruch, Seegras, Pfennig- und Rasierpinselalgen, Reste von Schnecken und Muscheln. Auch eine „Portugiesische Galeere" ist angetrieben worden von der Art jener Staatenquallen, deren über zehn Meter lange, gefährlich nesselnde Fangfäden unter einer buntschillernden, gasgefüllten Blase hängen, die ihnen als Segel dient.



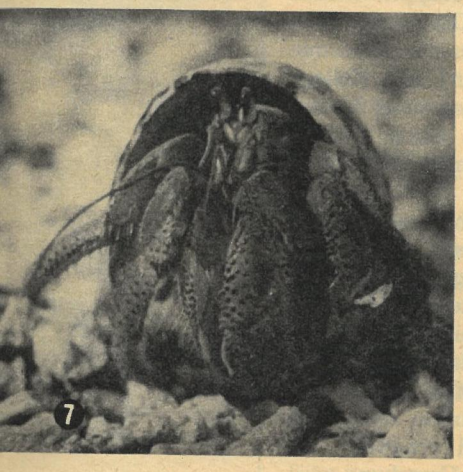
Bei Berührung injizieren Tausende spitze Hohlschläuche das Nesselgift in fremde Haut. Es paralysiert makrelengroße Fische in Sekunden, treibt Menschen ob des starken Brennens zu Schmerzensschreien und ruft Unwohlsein mit tagelangem Fieber hervor. Da diese Gebilde vom Wind in oft riesigen Schwärmen über den Ozean verdriftet werden und sich möglicherweise noch mehr in der Bucht befinden, hole ich vorsichtshalber meine Tauchmaske, die in dem klarem Wasser drohende Tentakeln schon von weitem erkennen läßt. Doch nur langstachlige Diademseeigel sind noch unterwegs, von ihren nächtlichen Weidegängen kehren sie nach den Tagesruheplätzen zurück: Schichtwechsel. Die nachtaktiven Tiere räumen den tagaktiven das Feld.

Tatsächlich sind Maske und Schnorchel, die wegen ihres geringen Gewichtes selbst Fluggepäck nicht belasten, an solcher Küste sehr hilfreich; einerseits bewahren sie vor unangenehmen Überraschungen, andererseits lernt man durch sie die vielfältige Unterwasserwelt kennen – erlebt ein Drittel mehr von unserer Erde.

Nach geraumer Zeit entsteige ich dem Wasser an der Klippe, auf der es sich wegen spitz ausgewaschener Felszacken nur mühsam läuft. Vor meinen Füßen ergreifen „Schnecken" die Flucht, kullern, purzeln auf flinken Beinen wild durcheinander. Natürlich sind das keine Schnecken, die da so munter davonrennen, sondern Massen von Landeinsiedlerkrebsen – jener eigenartigen Bewohner der feuchten Strandzonen, die ihren weichen Hinterleib in leeren, extra ausgesuchten Schneckenhäusern verbergen. Eine Weile sehe ich zu… Dreien der Gesellen ist offenbar ihre Wohnung gleichzeitig zu eng geworden. Alle wollen umziehen, doch es findet sich nur ein einziges passendes Gehäuse, das jeder zuvor mit seinen Zangen gründlich vermessen hat. So schubsen sie einander, zerren sich gegenseitig an Füßen und Scheren. Als zwei bei dem Gerangel etwas abseits geraten, schlüpft der dritte flugs aus seinem Häuschen und nimmt das größere in Besitz. Die anderen müssen erneut auf Suche gehen.

Mit steigender Sonne huschen die Landkrabben über den Sand, rekken mir abwehrend die respekteinflößenden Scheren entgegen oder verschwinden bei Annäherung meines nun erheblich kürzeren Schattens blitzschnell in ihren selbstgegrabenen Löchern. Es ist warm geworden… Ich lege mich unter einen der schattenspendenden Cocolobäume. Anolis-Echsen huschen durchs Gezweig. Ein mehr als meterlanger Wirtelschwanz-Leguan macht es sich zum Sonnenbad auf einem angetriebenen Bambusstamm bequem, verschwindet aber sofort wieder im hohen Gras, als eine Schar junger Burschen, Studenten von der nahen Fischereischule, den Strand entlangkommt. Bei der Schildkrötenspur bleibt die Exkursionsgruppe stehen. Ihre Professora, eine junge Mulattin, spricht eifrig, erklärt etwas… Einige laufen, holen Grasbüschel und verwischen die Spur, die einem illegalen Eiersammler das begehrte Gelege sofort verrraten würde; Seeschildkröten sind selten geworden. Man muß für ihre Nachkommenschaft sorgen, damit wir sie eines Tages nicht ganz vermissen.

Dr. D. Kühlmann (Bild und Text)



5 – Wirtelschwanz-Leguan, erinnert an Saurier der Urzeit. 6 – Rußseeschwalbe, unermüdlich als Fischerin. 7 – Landeinsiedlerkrebs, winziger Strandbewohner, erscheint im Objektiv wie ein Ungeheuer. – Rechts: Typische Küstenlandschaft mit oft über drei Meter hohen Säulenkakteen. Die Früchte der stachligen Opuntie sind ein Leckerbissen für die gefräßigen Leguane.

Das „Mädchen mit Pfirsichen“ (rechts) hieß Vera Mamontowa. Serow malte sie 1887 in Abramzewo. Zu des Künstlers größten Verdiensten gehört es, der realistischen russischen Porträtkunst bedeutende Impulse gegeben zu haben. Sein Bildnis des jungen Maxim Gorki (links) entstand 1905 ebenfalls in Mamontows Landhaus.

1865 in Petersburg geboren, Schüler Repins, Student an der Petersburger Akademie, Mitglied der Genossenschaft der Wanderer, der Akademie der Künste, nach 1900 der Gruppe „Mir iskusstwa“. Zu seinen Meisterwerken gehören Porträts von Zeitgenossen, wie Lewitan, Leskow, Schaljapin, Stanislawski, Rimski-Korsakow, Jermolowa. 1911 in Moskau gestorben

Sommergäste in Abramzewo

Der Meister und sein Werk in der Tretjakow-Galerie (4): Valentin Alexandrowitsch Serow

Einst hatte das Haus zu den Turgenjewschen Besitzungen gehört. Jetzt wohnte in Abramzewo bei Moskau – am Kilometer 47 auf dem Wege nach Sagorsk – der Großindustrielle Sawwa Mamontow, der über den Bergbau im Dongebiet gebot. Er war bekannt als einer der einflußreichsten Kunstmäzene neben Pawel Tretjakow, stellte sich jedoch andere Ziele als dieser. Auf seinem Landsitz entfaltete sich ein reiches geistig-kulturelles Leben. Musiker, Sänger, bildende Künstler, Kunstwissenschaftler, Schriftsteller wurden geladen. Fjodor Schaljapin begann seine Karriere an Mamontows privater Oper, die Maler Repin und Wasnezow, der Kritiker Stassow und der junge Gorki gehörten zu Mamontows Gästen. Auch Valentin Serow war gern gesehen. Der Sohn eines in den fünfziger und sechziger Jahren populären Opernkomponisten, früh verwaist, wurde schon als Neunjähriger vom Freund der Familie, Ilja Repin, in der Malerei unterwiesen. Das „Mädchen mit Pfirsichen“ war das Debüt des zweiundzwanzigjährigen Serow, nachdem er seine Studien an der Petersburger Akademie der Künste abgeschlossen hatte. Serow war dem Mädchen in Abramzewo begegnet und hatte es dort in ein Bild heiterer Frische und Anmut gefaßt. Vera war die Tochter Sawwa Mamontows; sie starb in jungen Jahren.

Maxim Gorki arbeitete an der „Alten Isergil“, als ihn Serow in den neunziger Jahren in Mamontows Landhaus kennenlernte. Der Bildkünstler malte das erste Porträt des aufstrebenden Schriftstellers. Das großzügig angelegte impressionistische Gemälde, das ganz von der Wirkung der Silhouette lebt, aus der sich Gesicht und Hand eindrucksvoll herausheben, zeigt den Schriftsteller in aufrechter, energischer Haltung und Offenheit. Serow bringt in diesem Bild seine Verbundenheit mit Gorki zum Ausdruck. Maler und Schriftsteller wußten sich einig in ihren Idealen und ihrer humanistischen Gesinnung. Im Jahre 1905 hielten diese Ideale Valentin Serows einer harten Prüfung stand. Im Januar wurde er am Fenster seines Petersburger Ateliers Zeuge, als eine friedliche Demonstration zum Sitz des Zaren von dessen Truppen brutal zerschlagen wurde. Diese Truppen standen unter dem Befehl des Großfürsten Wladimir, des Präsidenten der Akademie der Künste. Serow und sein Kollege Wassili Polenow konnten dieser Kaiserlichen Akademie mit einem solchen Präsidenten nicht länger angehören. Sie traten aus.

Die belebende Atmosphäre auf dem Mamontowschen Anwesen veranlaßte zahlreiche Künstler, eigene Landhäuser in Abramzewo zu bauen. Die bald berühmte Künstlerkolonie wurde zu einem Zentrum der russischen, später der sowjetischen Kunst. Mamontows Haus wird heute als Museum in seinem ursprünglichen Zustand erhalten, und auch seine natürliche Umgebung wird so bewahrt, wie sie vor Jahrzehnten russische und sowjetische Maler in Bildern spiegelten. Dem Ausflügler nach Abramzewo bietet sich so die einzigartige Möglichkeit, Motiven für das eine oder andere seiner Lieblingsbilder in der Wirklichkeit zu begegnen. Auch das Zimmer, in dem Vera Mamontowa mit den Pfirsichen gemalt wurde, wird er sogleich erkennen.

Gerhard Hallmann

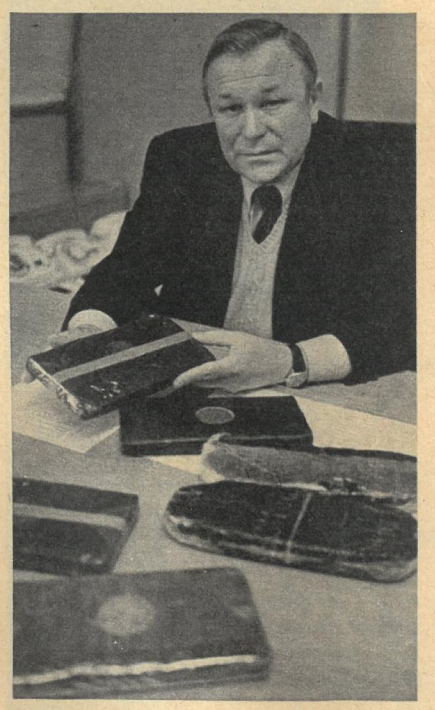
Reproduktionen und Foto: VEB E. A. Seemann Verlag, Tretjakow-Galerie, Archiv

Milliardenschmuggel:

Gefährliche Rosinen

Der Container, so seine Frachtpapiere, war mit zwanzig Tonnen Rosinen beladen und für eine Hamburger Firma bestimmt. Seine Absender rechneten mit einer zügigen Abfertigung durch die Zollorgane in der UdSSR, der VR Polen und der DDR, deren Territorien die Ladung per Bahn passieren sollte: Ware aus der Demokratischen Republik Afghanistan, gerade rechtzeitig noch fürs profitable Weihnachtsgeschäft ...

FREIE WELT EXKLUSIV



Vitali Bojarow, 1. Stellvertreter des Leiters der Hauptverwaltung der Staatlichen Zollkontrolle beim Ministerrat der UdSSR

„Die Bescherung wäre allerdings für manchen Westeuropäer die letzte in seinem Leben gewesen", sagt Vitali Bojarow, 1. Stellvertreter des Leiters der Hauptverwaltung der Staatlichen Zollkontrolle beim Ministerrat der UdSSR. Er zeigt uns mehrere brikettähnliche Päckchen, jedes versehen mit dem Gütesiegel „Spezial Quality" und gekreuzten Klingen. In den Kartons mit Rosinen fanden die Moskauer Zöllner maschinell verpacktes Haschisch – den „weißen Tod": Insgesamt eine Tonne und zweihundertsiebzehn Kilogramm Rauschgift.

Hat es das schon mal in der Zollfahndung gegeben? „Nein", sagt Vitali Bojarow. „Und was das Absenderland Afghanistan angeht – infamer hätte man den Betrug nicht inszenieren können!" Was übrigens er und ich während unseres Gesprächs noch nicht wußten und zwei Tage später von der afghanischen Nachrichtenagentur Bakhtar gemeldet wurde: Die Rauschgiftschmuggler hatten schon den nächsten großen Coup vorbereitet. Auf dem internationalen Flughafen von Kabul sollten Metallkisten in eine Maschine nach Delhi verladen werden, in denen wiederum Haschisch versteckt war. Diesmal gelang es den Kabuler Zollorganen zuzuschlagen ...

Doch zurück zu den Ereignissen in Moskau. „Es war ein kalter Freitag", erinnert sich Michail Moskoljow, Leiter des Zentralen Moskauer Zolls, der für die Aktion an diesem Tage verantwortlich war. Der heute Vierundsechzigjährige ist seit 1944 beim Zoll und damit einer der dienstältesten und wohl auch erfahrensten Mitarbeiter. Für uns stellt er seinen Wandkalender auf jenen 14. November zurück: Lokaltermin für FREIE WELT. Dann ruft er, wie an jenem Tag, seine Mitarbeiter zu sich. Gegen 10.00 Uhr begeben sie sich zum Gütergleisgelände am Moskauer „Platz der drei Bahnhöfe", wo direkt neben dem Leningrader Bahnhof auch die Zollverwaltung ihren Sitz hat. Der Container mit seiner „heißen"

Fracht steht jetzt, da die gerichtlichen Untersuchungen laufen, gut bewacht an einem anderen Platz. Schon von weitem erkennt man aber das weiße Firmenschild der amerikanischen „Spezific International". Rechts oben ist zu lesen: „CTIU 308513 0 USA 2010". Die Zöllner entplomben in unserem Beisein die Tür...

„Stellen Sie sich unsere Arbeit damals vor: Die Hunde konnten keinen Geruch aufnehmen, da der kräftige Duft der Rosinen das Gespür der Hunde lähmte." Durch Computer-Auswertungen der Primärdaten über die transportierten Güter sowie durch die Anwendung neuer Zolltechniken war es möglich, aus der großen Zahl der Container jene herauszusondern, die Verdacht erregten. In 123 Kartons entdeckten die Zollfahnder eine Menge des Gifts, deren Wert offiziell auf 30 Millionen Dollar beziffert wird, auf dem Schwarzmarkt aber – und wo sonst ließe es sich absetzen? – nach Auskunft von Fachleuten mindestens das Sechzehnfache eingebracht hätte!

„Das Rauschgift stammt offenbar aus dem Gebiet des ‚Goldenen Halbmondes', vor allem aus jenem Gebiet, in dem die afghanischen Konterrevolutionäre operierten. Über 85 Prozent des Haschischs und Heroins in Westeuropa und die Hälfte des in den USA haben hier ihren Ausgangspunkt", erzählt Vitali Bojarow. „Im Sommer hatte die Polizei von Rotterdam an Bord eines sowjetischen Frachters rund 220 Kilogramm Heroin sichergestellt – die bisher größte Menge in den Niederlanden. Es befand sich, wie uns die niederländische Polizei in allen Einzelheiten mitteilte, in zwei Kisten mit Rosinen aus Afghanistan... Kurz zuvor waren in San Francisco Rauschgiftpackungen

Lokaltermin für FREIE WELT-Reporter (links): Michail Moskolow leitete die Aktion (oben).

mit afghanischen Aufschriften aufgetaucht, was das örtliche Fernsehen in seiner Nachrichtensendung mit der Behauptung kommentierte: ‚Die Sowjets vergiften Amerikas Jugend!'... Das alles konnte kein Zufall mehr sein! Die Stoßrichtung der Verleumdungen wurde klar, als zu jenem Zeitpunkt, da der Container mit den ‚Rosinen' auf unserem Territorium unterwegs war, in der westeuropäischen Presse Artikel erschienen, die uns unterstellten, wir würden beim Transit des Rauschgifts ein Auge zudrücken..." Übrigens fand im Oktober in Vietnam eine Beratung der Zollverwaltungen aus den sozialistischen Ländern statt, auf der das Problem des Rauschgifttransits ausführlich diskutiert wurde. Man beschloß wirksame Maßnahmen.

Dietrich Pätzold (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

Im nächsten Heft:

Die Eismeerstraße entlang

Eine der größten ökonomischen Aufgaben der Sowjetunion ist die Erschließung des hohen Nordens auf dem Nördlichen Seeweg.

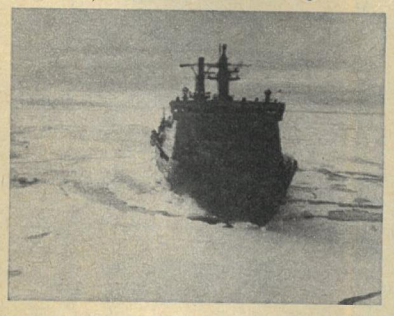


Foto: APN

Europas Fußballer des Jahres

Igor Belanow von Dynamo Kiew avancierte in Mexiko nicht nur zu einem der wirkungsvollsten Stürmer der WM, sondern erspielte sich auch im Sturmlauf die Sympathien der europäischen Fußballfans.

Foto: K. Schlage

Winterwinke und polnische Neuheiten

Dies und viele andere Auto-Informationen serviert diesmal unsere mobile-Ausgabe.

Der Zwergriese

Die eigentümliche Entstehungsgeschichte eines Chips, der noch kleiner wurde, dafür aber mehr leisten kann.

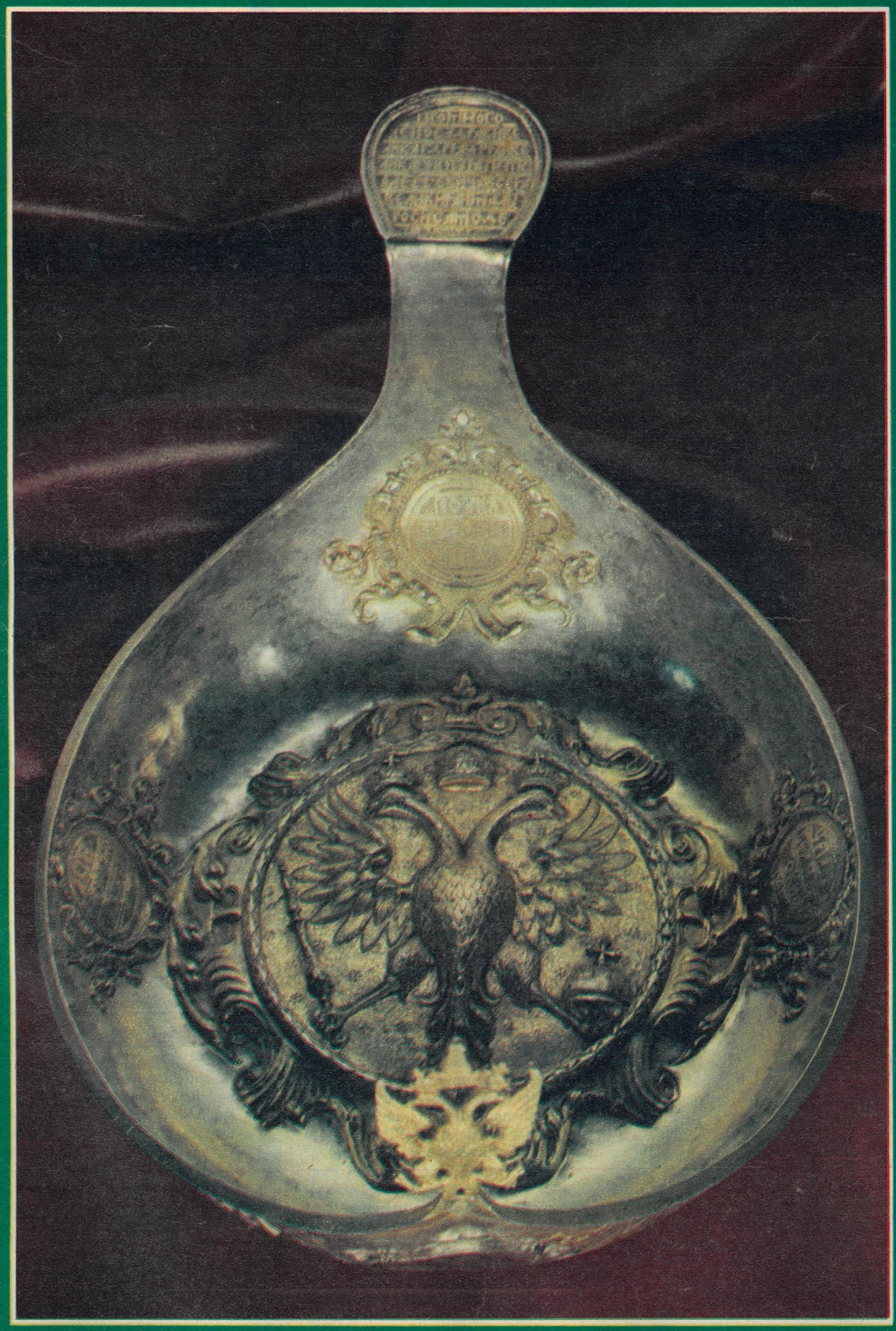
Mit Granin durch Leningrad

Er sagt: „Die Heimat des Schriftstellers ist seine Kindheit. Wäre ich in einer anderen Stadt aufgewachsen, wäre ich nicht der, der ich bin." Heinz Stern und Volkmar Billeb besuchten das korrespondierende Mitglied der Akademie der Künste der DDR in Leningrad.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Eine Augenweide besonderer Art verspricht den Berlinern und ihren Gästen eine große Ausstellung von Werken der dekorativen und angewandten Kunst, von den Museen des Moskauer Kreml zum Jubiläum unserer Hauptstadt im Berliner Bodemuseum ausgerichtet. FREIE WELT stellt Stücke dieser am 9. Mai beginnenden Schau vor.

KREML-SCHÄTZE IN BERLIN 1



Vergoldete Silberschöpfkelle (Kowsch) von 1698.

Foto: Nikolai Rachmanow

Text: Valentina Markowa

Die nachenförmigen Schöpfkellen (Kowsch), als Trinkgefäße in Rußland schon von alters her in Gebrauch, dienten in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts als Gegenstände zur Auszeichnung staatsbürgerlicher und militärischer Verdienste. Die hier abgebildete, 17,5 cm hohe und 1144,5 g schwere vergoldete Silberkelle schenkte Peter I. 1698 dem Kaufmann Filat Chlebnikow als Dank für eine „profitbringende" Einnahme der Zarenkasse. Auf der Außenseite des Gefäßes ist in einem goldenen Kranz eine Widmung eingraviert. Den Boden der Trinkschale schmückt das Wappen Rußlands: ein zweiköpfiger Adler mit Zepter und Reichsapfel, den Symbolen der Zarenmacht. Größe und Gewicht solcher Zeugnisse der Kunstfertigkeit russischer Meister richteten sich nach der gesellschaftlichen Stellung des Ausgezeichneten und der Bedeutung seiner Leistung. Ähnliche, wie die in der Rüstkammer des Kreml, dem führenden Kunstzentrum Rußlands im XVII. Jahrhundert, hergestellten und aufbewahrten Schöpfkellen galten auch als Schmuck- und Erinnerungsstücke von hohem Wert.

FREIE WELT

Unsere Preisfrage:
In einem historischen Roman eines bedeutenden sowjetischen Schriftstellers über das Rußland Peters I. wird die progressive Rolle der russischen Kaufmannschaft und deren Förderung durch den Zaren hervorgehoben.
W i e h e i ß t d e r A u t o r d e s R o m a n s ?

Schreiben Sie Ihre Antwort auf eine Postkarte und schicken Sie diese bis spätestens 3. Februar 1987 (Poststempel) an

FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056.

Auflösung und Preisträger finden Sie in Heft 4/87.